12 103

Berühmte Seefahrer und Entdecker

von

Gerhard Hennes

Nr. 40.

Heinrich Schöningh Spl.-Co., Münster i. W.

Berühmte

Seefahrer und Entdecker.

Von

Gerhard Hennes,
Lehrer.

D 603.
H 54
KÖNIGLICHES GYMNASIUM * DEUTSCH KR

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773
Wa5168056

Münster i. W.
Adolph Russell's Verlag.

40

Pol. Tow. Geograficzne
Biblioteka Centralna
12103

NH -68532 N-4838483/TMK

Inhalt.

Seite

Seefahrer des Altertums:
- Die Phöniker 1
- Die Normannen 9

Das Zeitalter der Entdeckungen:
- Einleitung 16
- Bethencourt, der König von Kanarien 17
- Heinrich der Seefahrer. — Bartolomeu Dias 21

Christoph Kolumbus:
- Der Entdecker einer neuen Welt. — Des Kolumbus Freund P. Juan Perez de Machena 24
- Erste Fahrt nach Westen 30
- Des Kolumbus zweite Fahrt 38
- Dritte Entdeckungsfahrt des Kolumbus 45
- Vierte Entdeckungsfahrt. — Tod des Kolumbus 50

Die kleinen Entdecker:
- Alonso de Ojeda. — Amerigo Vespucci 54
- Vasco de Gama 55
- Vasca Nunnez de Balboa 58
- Die Entdeckung Mexikos. — Juan Ponce de Leon. — Fernandez de Cordoba. — Grijalva 62
- Die Eroberung von Mexiko durch Ferdinand Cortez 64
- Fernao del Magalhaes. — Erste Weltumsegelung 76
- Die Eroberung von Peru durch Franz Pizarro 78
- Die Fahrt nach dem Zimmetlande durch Gonzalo Pizarro 86

Schlußwort 88

Seefahrer des Altertums.

Die Phöniker.

Die alten Völker kannten nur die drei Erdteile Asien, Europa und Afrika. Daß es außer diesen noch zwei andere gab, wußten sie nicht. Und auch die bekannten Erdteile waren noch nicht in ihrer ganzen Ausdehnung erforscht. So ist das Innere Afrikas erst in neuester Zeit von Reisenden betreten worden.

Unter den alten Völkern, die durch ihre Schiffahrt berühmt waren nehmen die Phöniker einen hervorragenden Platz ein.

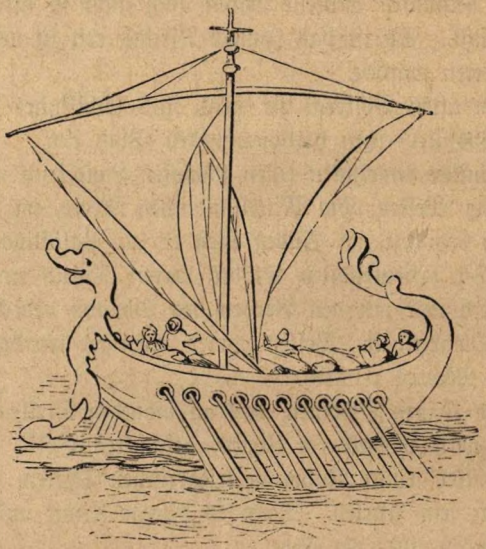
Die Phöniker bewohnten einen schmalen Landstrich in Syrien. Ihr Land wurde im Westen vom Mittelländischen Meere, im Osten vom Gebirge Libanon begrenzt, im Süden stieß es an Palästina, das Land der Israeliten. Die bedeutendsten Städte waren Tyrus und Sidon. Der ganze Landstrich war mit den Bergen des Libanon bedeckt, die im Osten hoch und steil waren, im Westen immer niedriger wurden, aber bis an die Küste des Meeres reichten.

In diesem kleinen Ländchen, das an manchen Stellen nur eine halbe Stunde breit war, wohnte ein kluges, geschicktes Volk. Es suchte nicht wie andere Völker seinen Ruhm in kriegerischen Thaten. Freundlich und segensreich war sein Wirken. Denn es pflegte Kunst und Wissenschaften und verbreitete sie über die Erde.

Auch die Bibel giebt davon Zeugnis. Als Salomon dem Herrn einen Tempel baute, da sandte ihm der König Hiram von Tyrus eine Menge Baukünstler. Und sie erbauten den wunderherrlichen Tempel aus großen Steinen, die so glatt und schön behauen waren, daß beim Bauen kein Hammerschlag gehört wurde. Sie bekleideten die Wände mit dem prachtvollen Schnitzwerke, in das Palmen und Engelsköpfe geschnitten waren. Sie legten die feinen, goldenen Platten auf den Boden; sie bildeten aus Gold die beiden Cherubim, unter deren emporgerichteten Flügeln die Bundeslade stand.

Aus Schafwolle, Seide, Baumwolle und Leinen verfertigten die Phöniker dauerhafte Stoffe und färbten sie mit dem Safte der Purpurschnecken, die sie an den Küsten des Meeres fanden. Es gab dreizehn verschiedene Purpurfarben, rot, blau und schwarz in verschiedenen Abstufungen. Die Purpurstoffe waren von großem Werte. Könige und Götzenbilder waren mit Purpur geschmückt. Vorhänge, Teppiche und Decken in den Tempeln und Palästen waren von Purpur. Er war der schönste Schmuck der Frauen. Wer nicht reich genug war, ein Gewand ganz aus Purpur zu tragen, ließ sich wenigstens einen Saum aus diesem kostbaren Stoffe daran machen.

Von den Ägyptern kannten die Phöniker die Kunst der Glasbereitung. Sie fertigten gläserne Gefäße und Trinkgeschirre von schöner Form und wunderbarer Farbenpracht.



Ihre Häuser waren viele Stockwerke hoch, oben flach. Im Innern waren sie mit verschwenderischer Pracht ausgestattet. Sie hatten Gebälk aus Cedernholz, die Wände waren mit Gold und Elfenbein verziert, der Boden mit Marmorplatten belegt. Die Straßen waren gepflastert. Bei großer Hitze wurden sie mit Tüchern überdeckt.

Auf schönen, wohlgebauten Schiffen fuhren die Phöniker hinaus in das offene Meer, um die Erzeugnisse ihres Landes bei fremden Völkern umzutauschen.

Wer der erste war, der sich ein Schiff baute, weiß man nicht.

Jedenfalls muß er ein kühner Mann gewesen sein, da er sich in einem gebrechlichen Fahrzeuge auf die Wellen hinauswagte. Darum sagt der römische Dichter Horaz mit Recht: „Eichenholz und dreifach Erz war jenem um die Brust, der zuerst dem wildstürmenden Meere das gebrechliche Fahrzeug anvertraute."

Wahrscheinlich haben die Einwohner sich zuerst Baumstämme ausgehöhlt und sind darauf nach der nahen Insel gefahren, auf der später die Stadt Inseltyrus (zum Unterschiede von Landtyrus so genannt) erbaut wurde.

Die Schiffe der Phöniker waren anders beschaffen als die unsrigen. Sie wurden nicht durch Dampfkraft, sondern durch Ruder und Segel vorwärts bewegt. Sie waren verschieden gestaltet. Es gab kleine Warenschiffe, welche die Form eines umgestürzten Helmes hatten und Galeeren hießen, große, schwerfällige Handelsschiffe und lange, schmale, leichtbewegliche Kriegsschiffe mit ehernem Schnabel. Bei ihren Entdeckungsfahrten gebrauchten sie die sogenannten Fünfzigruderer, die mit großer Schnelligkeit fuhren. Wie schon der Name sagt, wurden sie durch fünfzig Ruder vorwärts getrieben. Die Ruderknechte saßen unter dem Verdeck auf Bänken, die sich an den Wänden des Schiffes befanden. An jeder Bank war die Schiffswand durchbohrt. Durch jede dieser Öffnungen war ein Ruder gesteckt, das von dem Ruderknechte gehandhabt wurde. War das Schiff zum Abfahren bereit, dann drückten sämtliche Ruderer auf ein gegebenes Zeichen die Ruderstangen nieder. Die Ruder schwebten hoch über dem Wasserspiegel. Noch ein Zeichen, und gleichzeitig senkten sich die Ruder in die Flut. Und dann hoben und senkten sie sich im Takte, wie von einer einzigen Hand bewegt. Wehte dazu noch ein günstiger Wind, so wurden die buntgefärbten Purpursegel entfaltet, und das Schiff schoß mit großer Schnelligkeit durch die Wellen.

Zum Kampfe war das phönikische Schiff mit dem Schiffsschnabel versehen. Es war dies eine lange, starke Spitze, aus Eichenholz gefertigt und mit Kupfer beschlagen. Sie war am Vorderteile des Schiffes in schräger Stellung befestigt, so daß das Ende aus dem Wasser ragte. Im Kampfe rannte das phönikische Schiff, von seinen vielen Rudern getrieben, gegen das feindliche mit furchtbarer Wucht. Der spitze Schiffsschnabel drang krachend in die Planken desselben. Dann bewegten sich plötzlich die Ruder von hinten nach vorn durch das Wasser. Das phönikische Schiff flog zurück, und durch die Öffnung, die sein Schnabel gestoßen, drang das Wasser und brachte das feindliche Fahrzeug zum Sinken, wenn es nicht gelang, den Schaden auszubessern.

Ihr Land gab den Phönikern alles, was sie zum Baue starker

Schiffe gebrauchten. Die Wälder des Libanon, die bis an das Meer reichten, lieferten den langen, schmalen Kiel, auf welchem das Schiff gleichsam im Wasser ruht. Seine Cypressen gaben Planken zu Seitenwänden, die im Wasser nicht faulten. Aus seinen Eichen stellte man die starken Ruder her. Das Kupfer, das sich im Boden des Gebirges vorfand, wurde zu Schiffsnägeln verarbeitet, die nicht so leicht rosteten, wie die eisernen. Mit Kupfer wurde der Kiel beschlagen, um das Verfaulen desselben zu hindern. Auf den Feldern Phönikiens wuchs vortrefflicher Hanf, aus dem die zähen, dauerhaften Stricke gemacht wurden.

Im Buche des Propheten Ezechiel finden wir die Beschreibung eines phönikischen Schiffes: „Von Cypressen machten sie alle deine Doppelwände; eine Ceder vom Libanon nahmen sie, um einen Mast auf dich zu setzen. Von Eisen machten sie deinen Rücken. Buntwirkerei waren deine Segel, um dir als Banner zu dienen; roter und hyazinthblauer Purpur war dein Zelt."

Aber nicht nur prachtvolle Schiffe verstanden die Phöniker zu bauen. Sie waren auch geschickte Seefahrer. Sie konnten gegen den Wind segeln und selbst in stürmischer Jahreszeit eine glückliche Fahrt zurücklegen. Einen Kompaß hatten sie nicht, da die Eigenschaft der Magnetnadel, stets nach Norden zu zeigen, noch nicht bekannt war. Deshalb richteten sie sich am Tage nach der Sonne, in der Nacht nach dem Polarsterne, der ihnen stets die nördliche Richtung anzeigte. Durch ihre häufigen Seefahrten hatten die Phöniker eine genaue Kenntnis von den Gestirnen. Sie kannten auch die Strömungen, die an manchen Stellen des Meeres zu finden sind und Schiffe ohne Ruder und Segel vorwärts bringen. Sie wußten die Zeit, wann die günstigen Winde wehten. Aus dem Fluge mancher Meervögel, aus dem Zuge der Fische erkannten sie, ob bald ein Sturm hereinbreche.

Die Schiffe der Phöniker fuhren auf allen Meeren. Überall, wo sie landeten, blieben Phöniker zurück und gründeten Ansiedlungen (Kolonieen). Diese phönikischen Kolonieen waren bald über die ganze bekannte Erde zerstreut.

Die erste größere Fahrt, welche die Phöniker unternahmen, ging nach der Insel Kypros oder Cypern, die westlich von ihrem Lande im Mittelländischen Meere lag. Bei hellem Wetter konnten sie die Insel erblicken. Die Meeresströmung führte einen Nachen ungefährdet hinüber. Man erzählt, die Phöniker hätten beobachtet, wie die Hirsche, angelockt von dem Dufte des reichen Futters auf Kypros, von Phönikien nach der Insel geschwommen seien. Daraufhin hätten auch sie die Fahrt gewagt.

Kypros war eine ungemein fruchtbare Insel. Sie lieferte Erzeugnisse aller Art, Cedern, Fichten, Kupfer, so daß man sagte, Cypern könne ohne fremde Hilfe und mit eigner Kraft, vom Kielholz an bis zu den Wimpeln, ein mit allem Zubehör ausgerüstetes Lastschiff stellen. — Für die Phöniker war die Insel auch ungemein wichtig wegen der vielen Häfen, in welchen die Schiffe ankern konnten, ohne bei Seestürmen beschädigt zu werden.

Die nächste Insel, auf welcher phönikische Niederlassungen entstanden, war Rhodos, westlich von Cypern gelegen. Die Phöniker nahmen die schöne, fruchtbare Insel ganz in Besitz. Später kamen Griechen, um sie zu verdrängen. Die Sage erzählt darüber: „Der Grieche Althämenes verdrängte die Phöniker. Nur ein phönikischer Fürst, Phalantus mit Namen, bot in einer Burg den Feinden Trotz. Die Priester hatten ihm geweissagt, er werde nicht eher unterliegen, als bis die Raben weiß geworden. Als der schlaue Grieche von dieser Weissagung hörte, ließ er Raben einfangen, mit Gips bestreichen und dann wieder fliegen. Die belagerten Phöniker verloren den Mut, als sie diese weißen Raben sahen, und räumten die Burg.“ So kam Rhodos in die Hände der Griechen. Sie erlaubten aber den Phönikern, auf Rhodos zu landen und Handel daselbst zu treiben.

Auch den wegen seiner wilden Stürme gefürchteten Pontus Euxinus (das Schwarze Meer) besuchten die Phöniker, um Gold, Silber, Eisen und Zinn aus dem Kaukasus zu gewinnen.

Auf den Inseln des Ägäischen Meeres, östlich von Griechenland, auf der Insel Kreta, südlich vom Ägäischen Meere, und auf der Insel Sizilien, südlich von Italien, fanden sie Purpurschnecken, Gold, Silber, Kupfer, Marmor und Schwefel.

Von Sizilien führte sie der Weg westwärts nach den Balearen. Diese Inselgruppe besteht aus den beiden Inseln Majorca und Minorca. Sie hatten beide guten, fruchtbaren Boden. Die Einwohner lebten in Höhlen, die sie in die Abhänge der Berge gruben. Bei der Bestattung der Toten beobachteten sie einen eigentümlichen Gebrauch: Sie zerschlugen die Glieder des Leichnams mit Stöcken, warfen sie dann in ein Gefäß und legten eine Menge Steine darauf. — Ihre Bewaffnung bestand in drei Schleudern. Eine wickelten sie um den Kopf, eine andere um den Hals, und die dritte trugen sie in der Hand. Die Schleuder war ein langer Riemen, in der Mitte breiter als an den Enden. Im Kampfe legten sie einen Stein in die Mitte und faßten beide Enden mit einer Hand. Dann schleuderten sie den Riemen mehrmals rund mit großer Schnelligkeit. Ließen sie jetzt ein Ende los, so flog der Stein in einem Bogen gegen

das Ziel. Mit solcher Wucht wußten sie die Steine zu schleudern, daß Helme und Schilde davon zerschmettert wurden. Dabei besaßen sie eine Sicherheit in der Handhabung der Schleuder, daß selten ein Stein das Ziel verfehlte. Das war die Folge einer beständigen Übung. Schon von Jugend an wurden sie dazu angehalten. Dem Knaben wurde ein Stück Brot an einen Pfahl gebunden, und er bekam es nicht eher zu essen, als bis er es mit der Schleuder getroffen hatte. —

Zu gewissen Zeiten des Jahres wehen auf den Balearen Südostwinde. Diese brachten die phönikischen Schiffe mühelos nach Iberien oder Tarsis, dem heutigen Spanien. Hier fanden sie Gold und Kupfer, vor allem aber eine unermeßliche Menge Silber. Die ersten phönikischen Schiffer, die in Spanien landeten, sollen für Öl, Glaswaren und Thontöpfe, die sie den Eingeborenen gaben, so viel Silber erhalten haben, daß ihre Schiffe es nicht zu tragen vermochten. Deshalb machten sie alle Geräte, selbst die Anker, aus Silber.

Von jetzt ab gebrauchten die Phöniker im Handel mit anderen Völkern nur noch Silber. Sie machten Silberstücke von bestimmtem Gewichte und prägten einen Stempel darauf. So entstand das Geld.

Die Phöniker erkannten bald, welche Reichtümer noch in Spanien zu finden waren. Sie gründeten deshalb an der Südspitze der Halbinsel die Stadt Gades, welche daselbst heute noch unter dem Namen Cadix zu finden ist. In Gades wurden in großen Lagern die Mengen von Silber, Gold, Öl, Wachs, Zinnober und getrockneten Fischen aufbewahrt und von hier aus durch phönikische Schiffe in die ganze Welt versandt.

Auch bis zu den britischen Inseln kamen die kühnen Seefahrer. Hier fanden sie das Zinn, ein Metall, das ihnen bei der Bearbeitung des Kupfers unentbehrlich war. Denn damals kannte man Eisen noch wenig und mußte deshalb Waffen und Gefäße aus Kupfer herstellen. Aber die kupfernen Waffen verbogen sich bei jedem Hiebe, die Gefäße setzten leicht Grünspan an und vergifteten die Speisen. Deshalb setzten die Phöniker dem Kupfer 17 Prozent Zinn zu, also zu 83 Teilen Kupfer 17 Teile Zinn. Diese Mischung war hart und nicht so leicht dem Grünspan ausgesetzt. Man nannte sie Bronze.

Man weiß nicht bestimmt, ob die Phöniker auf dem Landwege durch Gallien, das heutige Frankreich, bis an den Kanal gelangt sind und dort nach den britischen Inseln übersetzten, oder ob sie auf ihren Schiffen den Weg durch den Atlantischen Ozean zurücklegten. Man sollte das erstere glauben, denn in der französischen Stadt Toulouse hat man phönikische Münzen und in Marseille die Inschrift eines phönikischen

Tempels gefunden. Die Namen der Städte Toulouse (Tolosa) und Narbonne sind phönikischer Abstammung. Auch kannten die alten Völker keinen Seeweg nach den britischen Inseln. Doch ist es möglich, daß die Phöniker auch zur See dahingelangt sind. Sie hielten nämlich neue Entdeckungen stets geheim, damit andere Völker ihnen nicht folgten. Ein alter Schriftsteller sagt, sie hätten den Seeweg nach den britischen Inseln gut gekannt, aber den anderen Völkern verheimlicht. Einst seien einem phönikischen Seefahrer römische Schiffe gefolgt, um den Weg auszukundschaften. Der Phöniker aber ließ absichtlich sein Schiff auf eine Klippe fahren, wo es zertrümmert wurde. Das römische Schiff folgte und ging ebenfalls zu Grunde. Der Phöniker rettete sich aus dem Schiffbruche und erhielt von seinen Landsleuten den Wert des untergegangenen Schiffes erstattet.

Auch bis an die Küste der Ostsee gelangten die Phöniker. Hier fanden sie den wertvollen Bernstein, von dem sie Schmucksachen, Halsketten und Armbänder fertigten. Kranke zündeten Stücke Bernstein an und atmeten den Rauch ein, in dem Glauben, dadurch gesund zu werden. Man nannte den Bernstein Elektron. Man wußte auch von ihm, daß er kleine, leichte Körper anzieht, wenn er gerieben wird. Daher hat man diese Kraft Elektrizität genannt. —

Am Ausgange des Mittelländischen Meeres, da, wo Spanien und Nordafrika durch die schmale Meerenge von Gibraltar getrennt sind, hatten die Phöniker zwei Leuchttürme gebaut. Die Stelle nannten sie „die Säulen des Melkart"; sie hieß auch wohl „Säulen des Herkules". Hinter diesen Säulen des Herkules breitete sich in unermeßlicher, unerforschter Weite der Atlantische Ozean aus. Heute weiß man, daß jenseits desselben Amerika liegt. Damals wußte man es nicht. Man glaubte, der Atlantische Ozean könne nicht von Schiffen befahren werden. Er sei ganz mit Schilf bedeckt, in dem die Schiffe stecken blieben. Das Wasser werde, je mehr man nach Westen komme, ganz dick und schleimig. Die ersten Schiffer, die es wagten, in die weite, unbekannte Wasserwüste hinauszusteuern, waren wieder Phöniker. An der Westküste von Afrika trafen sie auf die Kanarischen Inseln. Hier fanden sie Purpurschnecken in Menge und gründeten deshalb Purpurfärbereien.

Der Sage nach haben sie auch im Atlantischen Ozean eine große Insel gefunden, die sie Atlantis nannten. Sie sagten, von dieser Insel könne man in westlicher Richtung nach einem Festlande gelangen. Auf dieser herrlichen, fruchtbaren Insel sei ein großes, wunderbares Königreich gewesen. In einer schlimmen Nacht sei aber durch Erdbeben und

Meereswogen die ganze Insel ins Meer versunken. Man weiß nicht, ob das auf Wahrheit beruht. Möglich ist es, daß eine Insel vom Meere verschlungen wird. Das Festland, auf welches sie von Atlantis gelangen wollten, ist dann vielleicht Amerika gewesen. Dann hätten also die Phöniker schon 500 Jahre vor Christus diesen Erdteil gekannt, den Christoph Kolumbus erst im 15. Jahrhundert aufsuchte. Als die ersten Europäer nach Amerika kamen, hörten sie von den Indianern eine Sage erzählen. Darnach seien in uralten Zeiten weiße Männer auf Schiffen aus der Richtung gekommen, in welcher die Sonne aufgeht, und hätten sie gelehrt, daß die Sonne der Gott des Himmels und der Erde sei und deshalb angebetet werden müsse. Da nun die Phöniker die Sonne göttlich verehrten, so hat man angenommen, sie seien diese weißen Männer gewesen.

Man hat sogar in Südamerika eine Inschrift in phönikischer Sprache gefunden mit folgenden Worten:

„Wir Söhne Kanaans, aus Sidon der Stadt, Schiffsvolk und Händler, wurden geworfen an diese ferne Insel, ein Land der Berge, und wir weihten sie als Eigentum der Götter und Göttinnen. Im 19. Jahre des Hiram, unseres Königs, gingen wir auf das Schilfmeer (den Atlantischen Ozean), und wir brachen auf mit zehn Schiffen, und wir waren auf dem Meere miteinander. Zwei Jahre umfuhren wir das heiße Land (Afrika), da wurden wir von einander getrennt, und wir betrauerten unsere Gefährten, und wir kamen hierher, zwölf Männer und drei Frauen, auf eine Insel, welche ich, Methuastart, der Führer, weihete als Eigentum der Götter und Göttinnen. Sie seien uns gnädig."

Doch glauben viele Gelehrte, die Inschrift sei eine Fälschung. Auch das Marmorbildnis eines phönikischen Götzen konnte nicht als echt anerkannt werden.

Afrika wurde von den Phönikern ganz umschifft. Im 6. Jahrhundert vor Christus schickte der ägyptische König Necho phönikische Männer auf Schiffen vom arabischen Meerbusen aus nach Süden. So oft es Spätjahr wurde und die Herbststürme sich auf dem Meere erhoben, hielten sie an und besäeten das Land, an welchem sie gerade waren. Dann warteten sie bis zur Ernte, mähten das Korn ab und fuhren hierauf weiter. Als sie über den Äquator gefahren waren und auf die südliche Hälfte der Erdkugel gelangten, sahen sie zu ihrem Erstaunen die Sonne mittags im Norden stehen. Damals wußte man noch nicht, daß die Erde eine Kugel ist. Man dachte sie sich als eine große Scheibe. Deshalb wußte man auch nicht, daß die Sonne auf der südlichen Erdhälfte mittags im Norden steht. Als die Phöniker bei

ihrer Rückkehr die merkwürdige Erscheinung erzählten, glaubte man ihnen nicht. Wir aber sehen daraus, daß sie wirklich Afrika umschifft haben. Wie hätten sie sonst sagen können, daß sie die Sonne im Norden gesehen! — Nach zwei Jahren langten sie an den Säulen des Herkules an. Sie fuhren durch die Meerenge von Gibraltar und kamen nach Ägypten.

An der Nordküste Afrikas gründeten die Phöniker eine Menge Kolonieen. Die bedeutendste war Karthago.

Im 8. Jahrhundert flohen bei einem Kampfe um die Königskrone die Edlen von Tyrus mit der Königstochter Elissa nach Nordafrika und gründeten die Stadt Karthago. Der Sage nach bat Elissa die Afrikaner nur um so viel Land, als eine Ochsenhaut umspanne. Den Afrikanern kam diese Bitte fast lächerlich vor. Neugierig, was das geben solle, gewährten sie den Wunsch. Die Phöniker zerschnitten darauf die Haut eines Ochsen in einen langen, dünnen Striemen, mit welchem sie einen großen Platz zu umspannen vermochten. Auf diesem Platze erbauten sie Karthago. — Die Unwahrheit dieser Sage ist leicht einzusehen. Denn wie vermöchte man eine Ochsenhaut zu einem so langen Riemen zu zerschneiden, selbst wenn man das feinste Messer hätte!

Karthago wurde bald mächtiger und berühmter als das phönikische Mutterland. Seine Schiffe fuhren auf allen bekannten Meeren. An vielen Stellen der Mittelmeerküste entstanden karthagische Ansiedlungen. Später wurde die Stadt nach langen, hartnäckigen Kämpfen von den Römern zerstört.

Die Normannen.

Die heidnischen Normannen (ältere Schreibweise: Nordmannen) waren mit den Deutschen verwandt. Sie lebten, wie schon ihr Name sagt, im Norden von Europa. Zu ihnen gehörten Schweden, Norweger und Dänen.

Die Schweden und Norweger bewohnten, wie heute noch, die skandinavische Halbinsel. Von Norden nach Süden zieht sich durch diese Halbinsel die skandinavische Gebirgskette, im Norden Kjölen, in der Mitte Dovrefjeld, im Süden Langfjeld genannt. An der Küste Norwegens reichen die steilen, schroffen Felsen bis an das Meer. Dasselbe hat schmale, tiefe Buchten, die sogenannten Fjorde, in das Gebirge gebrochen. Nach der schwedischen Küste zu werden die Berge allmählich niedriger. Deshalb sind hier die Buchten breiter und weniger tief. Die Halbinsel ist reich an Naturschönheiten, an Bergen, Hügeln, Wäldern, Seen und Wasserfällen. Der Boden birgt in seinem Schoße so viel Eisenerz, daß es nicht zu erschöpfen ist.

Aber die Schätze, die das Land bietet, müssen in harter Arbeit errungen werden. Deshalb ist es ein hartes, kräftiges Volk, das die Halbinsel bewohnt. Das Meer dringt allenthalben ins Land und bildet eine Menge Buchten. Es lockt die Menschen zur Seefahrt. Aber der Meeresboden ist mit zahlreichen Untiefen und Klippen bedeckt. Vor den Buchten ragen kleine Felseninseln aus dem Wasser, die Skären oder Scheren, an denen leicht die Schiffe scheitern. Deshalb mußten dieselben in eigner Art gebaut sein, lang und schmal und vorn und hinten zugespitzt. Die kühnen Normannen erlangten bald solche Geschicklichkeit in der Schiffahrt, daß sie kühn in das offene Meer hinaussteuerten, nicht furchtsam den Küsten nachfuhren, wie einst die Römer. Nicht bei heiterem Himmel verließen sie den Hafen, sondern gerade dann, wenn der Sturm die schaumgekrönten Wogen aufwühlte, wenn die Planken krachten, und die Masten ächzten und knarrten vor der Gewalt des Windes.

Die Erziehung bei den Normannen war hart und streng. Wie hätten sie sonst so kühne Männer werden können, die Hitze und Kälte, Sturm und Ungewitter gleichmütig ertrugen, die den glücklich priesen, der nie unter dem Dache seines Hauses schlafe und nie seinen Trunk am Feuer genieße. Neugeborene Kinder legte man dem Vater zu Füßen. War das Kind kräftig und gesund, dann hob er es vom Boden auf, zum Zeichen, daß er es behalten wolle. Ließ er es aber liegen, weil es schwach und kränklich schien, dann wurde es getötet.

Die Knaben wurden beständig im Waffenspiele, im Ringen, Laufen, Reiten, Schwimmen, Schlittschuhlaufen und Erklimmen steiler Berge geübt. War der Normanne erwachsen, dann mußte er geschickt in solchen Dingen sein, sonst wurde er nicht geachtet. Von einem alten Normannenfürsten wird erzählt: „Er war groß von Wuchs und stark und ein gewaltiger Streiter. Er hieb und schwang den Speer gleich gut mit der Rechten wie mit der Linken. Er schwang das Schwert so schnell, als blinkten viele Schwerter in der Luft. Angethan mit seiner vollen Waffenrüstung, sprang er so hoch, wie er selbst war, und ebenso weit vorwärts und rückwärts. Er schwamm wie ein Seehund und war in allen Leibesübungen erfahren." — Viele Normannen vermochten mit zwei Schwertern zugleich zu fechten. Schleuderte im Kampfe der Feind ihnen den Wurfspieß entgegen, so fingen sie ihn im Fluge mit der Hand und warfen ihn zurück.

Im Frühjahre bestiegen die Wikinger, so nannte man die Seefahrer, ihre Schiffe und fuhren in das Meer hinaus. Kamen sie mit einem Kaufmannsschiffe zusammen, so forderten sie die Insassen desselben auf,

das Schiff zu verlassen und ans Land zu gehen. Weigerten sich dieselben, das zu thun, so kam es zum Kampfe. Die Wikinger schossen mit Pfeilen und warfen mit Steinen nach dem Schiffe, bis sie es erreicht hatten. Lagen dann die beiden Fahrzeuge nebeneinander, dann sprangen unter hellem Kriegsgeschrei die Normannen hinüber, das Schwert oder die Streitaxt in der Rechten, den fast mannshohen Schild in der Linken. Ihrer tollkühnen Tapferkeit, ihren wuchtigen Hieben vermochte nichts zu widerstehen. Bald war der Feind niedergeworfen. Manche sprangen aus Furcht vor den grimmigen Streitern über Bord, die anderen wurden niedergehauen. Dann wurde die Beute unter die Wikinger verteilt. Zog der Winter ins Land, dann fuhren die Wikinger heim, um in Ruhe das geraubte Gut zu verzehren. Übrigens glaubten die Normannen, mit diesem Seeraube kein Unrecht zu thun. Sie waren Heiden. Fremd war ihnen die Lehre des Christentums, daß man alle Menschen ohne Ausnahme lieben muß.

Nicht nur auf dem Meere kämpften die Normannen. Sie fuhren auch auf leichten Kähnen die Flüsse hinauf und durcheilten auf schnellen Rossen das Land. Wer sich widersetzte, wurde zusammengehauen. Ein wilder Schrecken durchbebte die Völker, wenn die Normannen kamen. Blut und Trümmer bezeichneten ihren Weg. Namentlich das Frankenreich, in welchem nach dem Tode Karls des Großen meist ohnmächtige Herrscher regierten, litt Unsägliches von ihnen. Ein Mönch aus damaliger Zeit sagt: „Wer hätte glauben können, — was wir mit unsern Augen gesehen haben, und was der Gegenstand unserer Seufzer und Thränen ist, — daß eine Horde von Seeräubern bis nach Paris vordringen und Kirchen und Klöster an den Ufern der Seine verbrennen würde.“ Andere Geschichtsschreiber sagen: „Büsche wuchsen auf den Mauern der Städte, welche die Normannen zerstört. An den Meeresküsten war alles öde. Die Erde gab den Fürsten keine Einkünfte mehr. Weinberge und Gärten waren zerstört, die Arbeiter vertrieben. Weder Kaufleute noch Pilger traf man auf den Landstraßen. Das Schweigen des Todes herrschte auf den Feldern.“

Diese Raubzüge der Normannen waren ein Unglück für ganz Europa. Friesland, Holland, Belgien, Spanien und die britischen Inseln wurden von ihnen verwüstet. Erst, nachdem sie zum Christentume bekehrt waren, hatte die Welt Ruhe vor ihnen.

Auf ihren vielen Seefahrten entdeckten die Normannen die Insel Island, die westlich von der skandinavischen Halbinsel im Atlantischen Ozean liegt. Diese Insel ist etwas größer als das Königreich Bayern

und mit mehr als sechzig feuerspeienden Bergen bedeckt. Der gewaltigste unter diesen Vulkanen ist der Hekla. Außerdem hat das Land eine Menge heißer Sprudelquellen, Geiser genannt. Von Zeit zu Zeit werfen dieselben kochendheißes Wasser in mächtigem Strahle empor. Der große Geiser wirft nach je $1\frac{1}{2}$ Stunde mit unterirdischem Donner sein Wasser 7 m hoch. Nach Verlauf von 24—30 Stunden jedoch erhebt sich der Wasserstrahl unter fürchterlichem Getöse zu einer Höhe von fast 40 m. — Nur der dritte Teil des Landes ist fähig zum Ackerbau. Alles andere ist wüstes, wildes Gebirgsland. Durch die Eismassen, welche der Ostwind im Januar an die Insel treibt, herrscht auf Island eine furchtbare Kälte. Gehen im Frühjahre die riesigen Eisschollen nicht weg, so bleibt es das ganze Jahr hindurch auf der Insel so kalt, daß keine Pflanze gedeiht und Menschen und Vieh den entsetzlichen Hungerstod sterben.

Im Jahre 861 erblickte der Wikinger Nadodd im Atlantischen Ozean die Küste einer Insel. Er landete und bestieg eine Anhöhe, um zu sehen, ob nicht irgendwo auf der Insel Rauch aus einer menschlichen Wohnung aufsteige. Aber ringsum sah er nur Berge, die ihre schneebedeckten Gipfel zum Himmel emporreckten. Er nannte die Insel Snioland oder Schneeland.

Ein anderer Wikinger, Floke Vigerdesohn, beschloß, als er davon hörte, die Insel auszuforschen. Nachdem er lange gegen Westen gefahren war, ohne Land zu erblicken, ließ er einen Raben ausfliegen. Derselbe kehrte wieder auf das Schiff zurück. Ein zweiter Rabe aber flog stets westwärts in gerader Richtung. Das Schiff folgte ihm und gelangte an die Küste der Insel. Floke nannte die Insel von dem vielen Treibeis, das sie umgab, Island (Eisland). Diesen Namen führt sie heute noch.

Die Normannen errichteten eine Kolonie auf der Insel. Als sie weiter in das Innere vordrangen, stießen sie auf Mönche aus Irland. Diese aber wollten mit den wilden Heiden nichts zu schaffen haben und zogen sich vor ihnen zurück. Also hatten die Irländer die Insel schon vor den Normannen gefunden. Sie nannten die Insel Thule.

Die normännische Ansiedlung auf Island vergrößerte sich bald, und es entstand aus ihr ein selbständiges Reich. Die Isländer blieben noch Heiden, als die Normannen Skandinaviens längst das Christentum angenommen hatten. Erst im Jahre 1000 kam das Licht des wahren Glaubens auf die Insel. Die Götzenbilder wurden zerstört, das Aussetzen und Töten schwächlicher Kinder verboten. 50 Jahre später hatten die Isländer sogar einen eigenen Bischof.

Bald nach ihrer Ansiedlung auf Island unternahmen die Normannen Wikingszüge. Der Isländer Erich der Rote, der wegen Mordes auf drei Jahre des Landes verwiesen worden, unternahm eine Fahrt nach Nordwesten und entdeckte Grönland. Als die Jahre seiner Verbannung verflossen, kehrte er nach Island zurück. Er schilderte das entdeckte Land als fruchtbar und bedeckt mit üppigen Wiesen. Daher nannte man es Grönland (Grünland).

Im nächsten Jahre zog Erich mit 35 Schiffen nach Grönland. Aber die Stürme wüteten und zertrümmerten mehrere Fahrzeuge. Da verloren viele den Mut und kehrten zurück. Nur vierzehn Schiffe erreichten ihr Ziel.

Damals war Grönland noch nicht so unwirtlich wie heute, weil die Buchten noch nicht voll Treibeis standen. Die Luft war also viel wärmer. Die Küste allerdings war öde und wüst, aber im Innern fanden sich schöne Thäler mit üppigem Graswuchs, große Wälder, warme Quellen und Renntiere in Menge. Auf den Bergen wimmelte es von Vögeln, die Meeresbuchten waren reich an Fischen.

Bald fuhren Handelsschiffe von den grönländischen Kolonieen nach Norwegen und Schweden. Sie brachten Tierfelle, Pelze, Zähne des Walrosses, die fast ebenso schön und wertvoll sind wie Elfenbein. Dafür tauschten sie Getreide ein, das auf Grönland nicht recht gedeihen wollte.

Als die Isländer ins Innere des Landes vordrangen, stießen sie auf kleine häßliche Menschen, die in unterirdischen Höhlen wohnten und sich von der Zucht des Renntieres ernährten. Es waren die Eskimos, die heute noch in Grönland leben.

Nach dem Jahre 1000, als das Christentum sich in Island verbreitete, kam dasselbe auch nach Grönland. Auch hier wohnte bald ein Bischof. —

Bis zum Ende des 15. Jahrhunderts war Amerika den Völkern unbekannt. Erst im Jahre 1492 wurde es durch den berühmten Seefahrer Christoph Kolumbus aufgefunden. Aber die Küste Nordamerikas ist von Grönland nicht so weit entfernt, wie Island von Grönland, und man müßte sich wundern, wenn die kühnen Normannen nicht die Fahrt nach Amerika gewagt hätten. Und sie sind auch wirklich dort gewesen, schon 500 Jahre vor Christoph Kolumbus. Man hat in Nordamerika normännische Waffen und Inschriften gefunden und zweifelt jetzt nicht mehr daran, daß sie Amerika besucht haben.

Im Jahre 986 verließ der Normanne Björn Island, um zu seinem Vater nach Grönland zu fahren. Auf einmal schlug der Wind

um und trieb die Seefahrer Tage und Nächte lang fort. Bald erblickte Björn ein Land mit kleinen, bewaldeten Höhen. Das konnte Grönland nicht sein, denn er wußte, daß dieses mit schneeigen Bergen bedeckt war. Er wandte sich deshalb nach rechts und sah das heutige Neuschottland an der Küste Nordamerikas. Nach drei Tagen zeigte sich wieder ein anderes Land, hoch über dem Meeresspiegel gelegen, mit kahlen Felsen und Eisbergen bedeckt. Es war die Insel Neufundland. Zum drittenmal wandte er sich in das offene Meer und kam endlich nach vier Tagen in Grönland an.

Als Björn daselbst seine Entdeckungen erzählte, machte man ihm Vorwürfe, daß er die Länder nicht betreten habe.

Ein Sohn Erichs des Roten, Leifr, beschloß eine Entdeckungsfahrt. Er war ein großer und starker Mann, dabei weisen und bescheidenen Sinnes. 35 mutige Männer schlossen sich ihm an. Einige darunter hatten Björn auf seiner Fahrt begleitet. Leifr gelangte glücklich nach Neufundland. Er nannte es wegen der vielen Steine, die an der Küste lagen, Helluland, das heißt Steinland. Südlich von dieser Insel stießen sie auf das waldreiche Neuschottland, das sie Markland (Waldland) nannten. Nachdem sie eine Landspitze, die sich lang und schmal in das Meer erstreckte, umsegelt hatten, kamen sie auf das Festland. Sie trugen ihre Sachen aus den Schiffen ans Land und erbauten sich Wohnungen. Der Boden war fruchtbar, die Luft milde. Das Wasser wimmelte von Fischen. Weizen und Weinstöcke wuchsen wild. Deshalb nannten die Normannen das Land „Winland det gota“ (Weinland das gute). Heute heißt dieser Teil Amerikas Pennsylvanien.

Nachdem Leifr in die Heimat zurückgekehrt war, legte sein Bruder Thorwald eine Kolonie in Winland an. Er wohnte mit seinen dreißig Begleitern zwei Jahre lang in dem Hause, das Leifr erbaut hatte.

Auch in Winland stießen die Normannen auf Eskimos. Diese lebten damals noch in Amerika und wurden erst später von den Indianern ganz nach Grönland zurückgedrängt. Anfangs verkehrten die Normannen in freundschaftlicher Weise mit den Eskimos. Bald aber kam es zu Streitigkeiten. Thorwald wurde tödlich verwundet. Sterbend befahl er den Seinigen, nach seinem Tode eiligst in die Heimat zurückzukehren.

Lange Zeit hindurch wurden noch Fahrten in das Winland unternommen und Kolonieen daselbst gegründet. Zwei Bischöfe gingen sogar dahin, um die Heiden zu bekehren. Einer derselben wurde erschlagen, von dem andern hörte man nie mehr etwas. Wahrscheinlich ist auch er getötet worden.

Mit der Zeit aber gerieten die neuentdeckten Länder Island, Grönland und Winland wieder in Vergessenheit. Auf Island und Winland wütete die Pest und raffte die Mehrzahl der Bewohner hinweg. In Grönland erhoben sich zudem die Eskimos und vertrieben die Normannen. So gingen denn die Kolonieen daselbst zu Grunde. Von Europa aus aber wagte man keine Fahrt nach Winland zu unternehmen. Allmählich vergaß man, daß jenseits des Atlantischen Ozeans ein Land liege. Erst im Jahre 1492 kam Christoph Kolumbus wieder nach Amerika, und von jetzt an blieb es in stetem Verkehr mit Europa.

Auch nach Nordosten fuhren die Normannen. Sie umsegelten das Nordkap, die nördlichste Landspitze Europas, und kamen in das Weiße Meer. An den Küsten desselben wohnten die Finnen. Die Normannen nannten sie Biarmier. Sie traten mit denselben in Verkehr und erhandelten von ihnen Gold, Silber, Walroßzähne und kostbare Pelze. Dabei kam es allerdings den Normannen nicht darauf an, Kostbarkeiten mit Gewalt zu rauben. Eine Sage erzählt folgendes:

„Thorer Hund, Gunstein und Karli begannen mit den Biarmiern Tauschhandel und machten reichen Gewinn. Sie erfuhren, daß in einem geheiligten Walde Biarmiens sich ein Tempel befinde, in dem viele Reichtümer seien. Sie beschlossen, dieselben zu rauben. Sie bestiegen ihre Schiffe und thaten, als wollten sie heimwärts fahren. Aber in der Dunkelheit kamen sie zurück. Die Hälfte der Normannen blieb bei den Schiffen, die anderen zogen behutsam durch den Wald dem Tempel zu. Um nachher den Rückweg finden zu können, hieben sie von Zeit zu Zeit von einem Baume die Rinde ab. Endlich gegen Mitternacht gelangten sie auf einen freien Platz, der mit hohen, dicht gefügten Planken umschlossen war. Inmitten dieser Umzäunung lag der Tempel. Unbemerkt gelangten die Normannen an das Thor. Sie schlugen ihre Streitäxte mit wuchtiger Hand in die Planken, so daß sie fest darin hafteten. Dann kletterten sie daran empor. Im Tempel fanden sie das Bild des Götzen Jumala, das auf den Knieen eine Schale voll Silbergeld und um den Hals eine schwere goldene Kette trug. Die silberne Schale entrissen sie dem Götzen. Das goldene Halsband aber saß fest. Sie schlugen deshalb Jumala den Kopf ab. Das entstandene Geräusch rief die Tempelwächter herbei. Sie riefen zum Kampfe, und bald gellten die Hörner der Krieger durch die Stille des Waldes. Furchtlos stürzten sich die Normannen gegen die Feinde und gelangten glücklich an ihre Schiffe."

Die Züge der Normannen hörten auf, als der Normanne Wilhelm, mit dem Beinamen der Eroberer, sich zum Herrn von England gemacht hatte.

Das Zeitalter der Entdeckungen.

Einleitung.

Das fünfzehnte Jahrhundert ist das Zeitalter der Entdeckungen. Durch die Kreuzzüge waren die Europäer in Verbindung mit den Arabern getreten. Mit Staunen hörten sie die klugen Araber von fremden, unbekannten Ländern erzählen. Arabische Gelehrte unternahmen weite Reisen und schrieben das, was sie gesehen, in ihren Büchern auf. Auch Karten zeichneten sie von den besuchten Ländern. Doch waren dieselben meist ungenau und unrichtig.

Nach allen Richtungen drangen arabische Reisende vor, im Westen bis nach England, Schweden und Norwegen, im Osten bis zur Mündung des chinesischen Flusses Tschekiang an der Küste des Großen Ozeans. Ihre Schiffe fuhren südlich an der Ostküste Afrikas vorbei bis zum Kap Corrientes. Von den Negerfürsten daselbst erhandelten sie Goldstaub, Elfenbein und schwarze Sklaven. — Die Araber wußten auch aus gelehrten Schriften des Altertums, daß die Erde nicht eine Scheibe sei, sondern die Gestalt einer Kugel habe, so daß zwei Männer, von denen der eine nach Osten, der andere nach Westen geht, sich an irgend einem Punkte wieder treffen.

Mit dem Abendlande begannen die Araber zur Zeit der Kreuzzüge einen lebhaften Handel. Ihre großen Handelszüge, Karawanen genannt, brachten auf schwerbepackten Kamelen edle Metalle, kostbare Steine, Gewürze und heilkräftige Kräuter nach den Küsten des Roten und Schwarzen Meeres. Hier wurden sie auf Schiffe geladen und nach Europa gebracht. Ostindien war das Land, aus dem die Mehrzahl dieser wertvollen Dinge kam.

Nachdem die Kreuzzüge unglücklich für die Christen geendet, wurden die Türken übermächtig am Mittelländischen Meere. Sie versperrten die Ausgänge aus dem Schwarzen und Roten Meere und verlangten für die

Durchfahrt der Schiffe schier unerschwingliche Steuern. Da fragten sich die handeltreibenden Völker, ob es nicht noch andere Wege nach dem Wunderlande Ostindien gebe, entweder um Afrika herum oder in westlicher Richtung durch den Atlantischen Ozean.

Zwei Völker waren es, die sich die größten Verdienste als Entdecker erwarben, die Portugiesen und die Spanier, die beide die Pyrenäenhalbinsel bewohnen.

Bethencourt, der König von Kanarien.

In der Nähe der afrikanischen Westküste, südwestlich von der Straße von Gibraltar, liegen im Atlantischen Ozean die Kanarischen Inseln. Sie bestehen aus zwanzig kleinen Inseln, von denen sieben bewohnt sind. Sie sind äußerst fruchtbar. Die Hitze wird durch die feuchte Seeluft abgeschwächt. Deshalb ist der Aufenthalt auf ihnen vorteilhaft für die Gesundheit. Blumen und Bäume gedeihen hier in üppiger Pracht. Schon die alten Völker haben sie gekannt. Sie nannten sie wegen ihrer Fruchtbarkeit und Schönheit die glückseligen Inseln. Vielleicht ist durch sie die Sage von der Insel Atlantis entstanden. Später ging die Kunde von ihnen verloren. Im 12. Jahrhundert fuhren acht arabische Schiffe von Lissabon, der Hauptstadt Portugals, auf Entdeckungen aus und gelangten nach der Insel Madeira und den Kanarischen Inseln. Aber im Abendlande las man die Reiseberichte der Mohammedaner mit Mißtrauen und bezeichnete sie vielfach als Lügen. Deshalb wurden die Kanarischen Inseln von europäischen Schiffen lange Zeit nicht besucht. Arabische Seeräuber jedoch fuhren oft hinüber, um Menschen zu fangen und als Sklaven zu verkaufen. Denn die Bewohner der Inseln waren von schöner Gestalt, geschickt und klug.

Im Jahre 1341 segelte eine Flotte von italienischen, spanischen und portugiesischen Schiffen nach den Kanarien. Doch die Nachrichten darüber gingen bald verloren. Erst am Anfange des 15. Jahrhunderts wurden die Inseln in Europa bekannt.

Johann von Bethencourt, ein französischer Ritter aus dem Geschlechte der Normannen, die sich früher in Frankreich angesiedelt, ließ sich auf seinem Schlosse von einem Mönche und einem Weltpriester oft aus alten Büchern vorlesen. Da hörte er denn auch von den glückseligen Inseln, und beschloß, sie aufzusuchen, um die Einwohner daselbst zum Christentume zu bekehren, sich aber einen berühmten Namen zu machen.

Acht seiner Freunde, alle normännischer Abstammung wie er, schlossen sich ihm an. Sie verkauften und verpfändeten ihre Besitztümer, um das nötige Geld zu bekommen. Im Jahre 1402 stach das Schiff mit 200 Mann Kriegsvolk und 80 Matrosen in See. An der spanischen Südküste wurde gelandet. Während einer kurzen Abwesenheit Bethencourts verließen ihn hundert Soldaten und ein Drittel der Matrosen. Sie fürchteten, auf der Fahrt umzukommen. Mit den Treugebliebenen segelte Bethencourt ab und gelangte bald an die kanarische Insel Lanzarote. Ein Haufe der Bewohner hatte sich am Ufer versammelt, um ihm die Landung zu verwehren. Aber sie hatten weder Schwerter noch Pfeile. Sie kämpften nur mit hölzernen Lanzen. Was vermochten sie da gegen die gutbewaffneten Soldaten des Normannen! Der erste Angriff trieb sie in die Flucht. Die Franzosen folgten ihnen und erblickten im Innern der Insel schöne Gerstenfelder, Weiden mit üppigem Graswuchs, Brunnen und Regenwasserbehälter, sogenannte Cisternen. Die Häuser waren aus Stein gebaut, ein Zeichen, daß die Bewohner nicht ganz ungebildet waren. Die Franzosen bauten ein Lager und beschlossen, vorläufig hier zu bleiben. Als die Eingeborenen sahen, daß sie keine Räuber waren, kamen sie herbei. Sie nannten sich Wandschen. An ihrer Spitze war ihr König Wadarfia mit seinem Gefolge. Der König trug eine Kopfbedeckung, ähnlich einer Bischofsmütze, mit Muscheln geschmückt. Die Männer hatten langes Haar. Ihre Kleidung waren Mäntel aus Tierfellen, die bis an die Kniee reichten und am Saume mit Stickereien verziert waren. Auf dem Kopfe hatten sie eine Haube mit drei Federn. Die Frauen trugen lange, über die Erde schleppende Mäntel; ihre Stirne war mit einem farbigen Bande umwunden.

Die Franzosen versicherten den Wandschen, daß sie als friedliche Leute gekommen seien. Sie schlossen mit ihnen ein Freundschaftsbündnis und versprachen ihnen Hilfe in allen Gefahren. Da wurden die Wandschen fröhlich und zutraulich. Sie brachten den Franzosen Lebensmittel und alles, was sie zum Bau einer Festung brauchten, Steine, Holz und Lehm.

Bethencourt hatte auch zwei Priester mitgebracht. Diese begannen schon in den nächsten Tagen, den heidnischen Wandschen das Evangelium zu verkünden. Und diese freuten sich der schönen, herrlichen Lehren des Christentums.

Da Bethencourt eine andere Insel nicht zu erobern vermochte, beschloß er, einem europäischen Könige die Oberherrschaft über die Kanarien zu übertragen. In Frankreich, seiner Heimat, wollte man nichts davon wissen. Deshalb wandte er sich an den König Heinrich III. von

Kastilien und bat ihn, die Lehnshoheit über die Inseln anzunehmen. Dieser willigte ein und belehnte Bethencourt feierlich mit der Krone der Kanarischen Inseln. Er gewährte ihm alle Vorrechte, die einem regierenden Fürsten gebühren. So war denn Bethencourt König der Kanarien.

Im Jahre 1404 kehrte er mit Mannschaft, Waffen, Kleidern und Lebensmitteln aus Spanien zurück. Großer Jubel herrschte bei den Wandschen, denn sie hatten den guten und edlen Bethencourt von Herzen liebgewonnen. Die bereits getauften Wandschen setzten sich vor ihm auf den Boden, um anzuzeigen, daß sie ihn als ihren Herrn anerkannten. Der König Wadarfia unterwarf sich ebenfalls und verlangte die heilige Taufe. Bethencourt weinte darüber Freudenthränen. In der Taufe empfing Wadarfia den Namen Ludwig.

Von Lanzarote aus unternahm Bethencourt eine Fahrt nach der Insel Fuerteventura. Auf dieser Insel wuchs die Dattelpalme mit ihrer süßen Frucht in großer Menge. Ziegen fanden sich, die sich durch ihren Fettreichtum und ihr weiches Haar auszeichneten. Ihrer war eine so große Anzahl, daß man jährlich 60 000 wegnehmen konnte. Die Bewohner der Insel hatten steinerne Häuser, die nicht zerstreut, sondern in Ortschaften zusammenlagen. Zwei Königreiche bestanden auf der Insel. Sie waren durch eine Sandsteinmauer von einander getrennt.

Die streitbaren Männer waren geschickt und tapfer und so behende, daß die Franzosen sagten, man könne eher einen Hasen im Laufen fangen als einen Wandschen.

Bethencourt erbaute auf der Insel zwei Festungen und eine Kapelle zu Ehren der allerseligsten Jungfrau. Als er bald nachher wieder nach Spanien reiste, entstand in seiner Abwesenheit ein Aufstand unter den Eingeborenen. Eine der beiden Festungen wurde belagert und erstürmt, und die Besatzung niedergemacht.

Als Bethencourt zurückkehrte, begann er mit den treuen Wandschen von Lanzarote den Kampf gegen die Aufständischen. Die Lanzaroten waren von den Franzosen mit der Führung der Lanze und mit dem Pfeilschießen bekannt gemacht worden. Wie Löwen kämpften sie für Bethencourt. Die Wandschen Fuerteventuras wurden niedergeworfen. Bethencourt aber behandelte die Gefangenen mit großer Milde. Viele von ihnen nahmen das Chirstentum an. Den Bekehrten schenkte er die Freiheit. Bei ihren Stammesgenossen erzählten sie mit Begeisterung von den wunderherrlichen Lehren des christlichen Glaubens. Auch priesen sie Bethencourts Milde und Güte. Deshalb unterwarfen sich die Wandschen und nahmen das Christentum an.

Bethencourt drängte es jetzt, seine Heimat wiederzusehen, von der er schon so lange entfernt war. Die Wandschen weinten vor Schmerz bei seinem Scheiden, und auch er vermochte die Thränen nicht zurückzuhalten.

In seiner Heimat wurde Bethencourt mit Staunen und Bewunderung empfangen. Man erwies ihm königliche Ehren. Viele Franzosen jeden Standes schlossen sich ihm an, um mit ihm nach den Kanarien zu gehen.

Nach kurzer Fahrt langte Bethencourt daselbst wieder an. Bei seiner Ankunft entfaltete er eine fürstliche Pracht. Die Wandschen staunten über die kostbaren, gestickten Fahnen, über die von Gold und Silber glänzenden Kleider seiner Diener, über die Musik, die aus den Schiffen erscholl. Solch liebliche, wundersame Töne hatten sie in ihrem Leben noch nicht vernommen. Von freudigem Staunen und tiefer Ehrfurcht erfüllt, warfen sich die Kanarier vor Bethencourt zu Boden, zum Zeichen, daß sie ihm mit Leib und Gut angehören wollten. Die mit Bethencourt Gekommenen erstaunten nicht minder über die Schönheit des Landes, seine Blumenpracht, die stolzen Palmen, die herrlichen Früchte und die milde, reine Luft.

Am folgenden Tage fuhr der König nach Fuerteventura. Auch hier freuten sich alle, als sie ihn sahen. Bethencourt lud die beiden Könige der Insel nebst ihrem Gefolge zur Tafel. Als dabei die Musik ertönte, vergaßen sie vor Entzücken das Essen.

Weitere Eroberungen unter den Kanarischen Inseln wollten Bethencourt nicht gelingen. Nur die kleine Insel Ferro gewann er noch. Er verteilte sie unter seine Normannen. Abermals fuhr er dann nach Europa, um in seiner Heimat neue Streitkräfte zu werben. Beim Abschiede ermahnte er die Franzosen ausdrücklich, den Frieden zu erhalten und die Wandschen gut zu behandeln. Diese erhoben ein Klagegeschrei. Sie mochten wohl ahnen, daß ihr guter Vater nicht mehr zurückkehren werde.

Bethencourt zog nach Italien, um den Papst zu bitten, daß er auf den Inseln ein Bistum errichte. Der Papst empfing ihn mit großen Ehren und versprach, ihm den klugen und gelehrten Franziskanermönch Albert de las Casas als Bischof zu schicken.

In Frankreich starb Bethencourt im Alter von 48 Jahren, ohne sein Königreich wiedergesehen zu haben.

Seine Fahrten sind für andere Entdeckungen von großem Nutzen gewesen. Bisher hatte man geglaubt, wenn man nach Westen vordringe, werde das Wasser des Meeres dick und schleimig, so daß die Schiffe stecken blieben. Bethencourt hat gezeigt, daß dies ein Irrtum war. —

Die Kanarischen Inseln waren für Seefahrer, die nach Westen zogen, von großer Wichtigkeit. Auf ihnen landeten sie, um sich mit Lebensmitteln und frischem Wasser zu versorgen.

Christoph Kolumbus, der große Entdecker, war oft auf den Kanarischen Inseln. Hier soll er aus dem Munde eines Seefahrers, der krank von einer Fahrt nach Westen zurückkehrte, gehört haben, daß jenseits des Atlantischen Ozeans Land zu finden sei.

Heinrich der Seefahrer. — Bartolomeu Dias.

Unter dem Könige Joao I. (Johann) gelangte das kleine Königreich Portugal zu hoher Blüte. Joao hatte die Absicht, Afrika zu erobern. Er entriß den islamitischen Mauren, die an der Nordküste Afrikas wohnten und durch ihre Seeräubereien eine Plage für das ganze südliche Europa waren, die Stadt Ceuta. Im Besitze dieser Stadt konnten die Portugiesen alle maurischen Länder erobern. Ceuta war gleichsam der Schlüssel dazu.

Des Königs Sohn Heinrich, oder (wie die Portugiesen ihn nannten) der Infant Henrique, faßte den Plan, durch Entdeckungen in Afrika sein Vaterland reich und mächtig zu machen. Er war ein Mann von klarem, scharfem Verstande und ruhigem Wesen. Nie hörte man ein Wort des Zornes aus seinem Munde, nie kamen geistige Getränke über seine Lippen. Was er sich vornahm, führte er mit Beharrlichkeit durch. In seinem einsamen Schlosse, das hoch auf einem Felsen an der Küste des Meeres lag, brachte er Tage und Nächte mit dem Studium der Erd- und Himmelskunde zu. Er erforschte, wie weit die alten Völker auf ihren Seefahrten vorgedrungen. Bis jetzt kannten die Portugiesen von der Westküste Afrikas nur den nördlichsten Teil bis zum Kap Nao. Weiter zu fahren, hatten sie noch nicht gewagt. Sie dachten, weiter südlich, wo die Sonne ihre Strahlen mittags senkrecht zur Erde schicke, müsse es so heiß sein, daß keine Pflanze, kein lebendes Wesen daselbst gedeihen könne. „Wer Kap Nao umschifft," sagten sie, „weiß nicht, ob er zurückkehrt." Deshalb nannten sie es Kap Nun, das heißt Kap Nein.

Heinrich erbaute aus eignen Mitteln Schiffe und schickte sie nach Süden. Sie umsegelten Kap Nun und gelangten bis zum Kap Bojador. Aber die Schiffe wurden von heftigen Stürmen überfallen. Aus dem Meere ragten allenthalben Felsenriffe empor, an denen die Fahrzeuge zu

scheitern drohten. Da wurden die Portugiesen mit Schrecken erfüllt und kehrten zurück.

Zwei Freunde des Infanten wollten Kap Bojador umschiffen, wurden aber vom Sturm nach Westen getrieben. Sie landeten auf einer Insel, die sie Porto Santo nannten. Dieselbe war fruchtbar und reich an Quellwasser. Deshalb siedelten sich sofort viele Portugiesen auf ihr an.

Von Porto Santo aus wurde im Jahre 1419 die Insel Madeira entdeckt. Die Insel war unbewohnt und dicht mit Wald bewachsen. Die Ansiedler versuchten, mit Feuer einzelne Stellen des Waldes auszuroden. Aber die Flammen griffen um sich und verbreiteten sich über die ganze Insel. Sieben Jahre lang soll der Wald gebrannt haben. Auf der Asche aber gediehen Zuckerrohr und Weinstöcke in üppiger Fülle. Das Getreide gab sechzigfachen Ertrag. —

Der Edelmann Gilianes war auf den Kanarischen Inseln gelandet und hatte dort Eingeborene zu Sklaven gemacht. Darob zürnte ihm Heinrich. Um ihn zu besänftigen, beschloß jener, den Lieblingswunsch des Infanten zu erfüllen und Kap Bojador zu umschiffen. Und es gelang ihm. Er brachte blühende Rosen von seiner Fahrt mit, zum Beweise, daß die Sonne in der Gegend des Äquators nicht alles verbrenne.

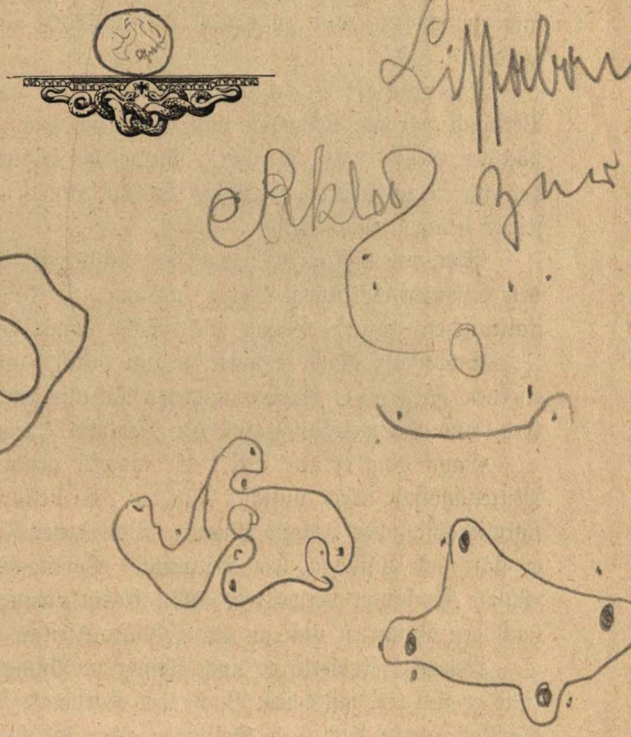
Zu Heinrichs Lebzeiten noch gelangten die Portugiesen bis an die Mündung des Rio Grande. Kaufleute aus Italien nahmen teil an den Entdeckungsfahrten. Alles wollte in Afrika Gold und Diamanten finden. Als das sich aber doch nicht so leicht verwirklichte, fing man die an der Küste wohnenden Neger ein und brachte sie als Sklaven nach Europa. Lange Zeit hat dieser schmachvolle Menschenhandel gedauert.

Im Jahre 1481 schickte der König Joao II. 12 Schiffe nach der Goldküste. So nannten die Portugiesen den Teil der afrikanischen Küste, der in der Richtung von Westen nach Osten geht. Hier gründeten sie eine kleine Festung, zu deren Schutzpatron sie den heiligen Georg wählten. Sie erhielt den Namen San Jorge da Mina. Hier las man jeden Tag eine heilige Messe für die Seele des verstorbenen Infanten Henrique, der zu all diesen Entdeckungsfahrten den Anstoß gegeben.

Ehe Joao die Fahrten fortsetzen ließ, wandte er sich an den Papst Sixtus VI., damit dieser ihn als Herrn der Länder, welche die portugiesischen Schiffe auffinden würden, bestätige. Der Papst sprach ihm alle Länder südlich von Kap Bojador als Eigentum zu. Durch diese Entscheidung des Papstes wurde mancher Streit mit anderen Völkern, die auch Seefahrt trieben, verhütet.

Im Jahre 1484 kam Diego Kao bis zum Kongofluß. Hier ließen sich zwei afrikanische Könige taufen.

Bartolomeu Dias fuhr mit zwei Schiffen nach Süden, um Afrika zu umschiffen und nach Indien zu gelangen. Ein Sturm warf 14 Tage lang seine Schiffe umher. Nachdem der Sturm sich gelegt hatte, fand Dias, daß er die Südspitze Afrikas schon umsegelt habe. Denn die Küste zog sich nach Nordosten. Gern wäre der kühne Mann weiter gefahren, aber seine Mannschaft verlangte nach der Heimkehr. Wehmütig willigte er in ihr Begehren. An der Südspitze Afrikas war man an ein Vorgebirge gekommen, das Dias Cabo Tormentosa, das stürmische Vorgebirge, nannte, weil es von Stürmen umbraust wurde. Nach einer Fahrt von sechzehn und einem halben Monat kehrte Dias glücklich nach Lissabon zurück. Der König Joao war hocherfreut, als er die Umschiffung Afrikas vernahm. Das Kap Tormentosa nannte er Cabo de boa Esperanza, das heißt Kap der guten Hoffnung; denn jetzt hatte man endlich sichere Hoffnung Indien, das ersehnte Land, auf dem Seewege zu erreichen.



Christoph Kolumbus.

Der Entdecker einer neuen Welt. — Des Kolumbus Freund P. Juan Perez de Marchena.

Wie bereits früher erzählt, haben die Normannen auf ihren Wikingsfahrten Nordamerika besucht und daselbst Kolonieen gegründet. Aber als durch die Pest und den Aufstand der Eskimos die Normannen aus Grönland vertrieben waren, gingen auch die Kolonieen in Winland zu Grunde. Bald wußte man nicht mehr, daß jenseits des Atlantischen Ozeans ein großes Land zu finden sei. Amerika mußte von neuem entdeckt werden.

Die göttliche Vorsehung ersah sich dazu einen Mann von seltenem Verstande, großer Kühnheit und frommem Gemüte, einen Mann, der im höchsten Glücke nicht übermütig wurde, im tiefsten Elende nicht verzagte, der alle seine Werke unternahm im Vertrauen auf Gott und zur Ehre seines heiligen Namens.

Christoph Kolumbus, von den Italienern Cristoforo Colombo, von den Spaniern Cristoval Colon genannt, wurde im Jahre 1435 in der italienischen Stadt Genua als Sohn eines armen Mannes geboren.

Schon als Kind zeichnete er sich durch klaren, hellen Verstand und eisernen Fleiß aus. Neben anderen Wissenschaften studierte er vorzüglich Erd- und Himmelskunde aus den Büchern gelehrter Mönche.

Dann ging er zur See. Er kämpfte gegen die Seeräuber, die das Mittelländische Meer unsicher machten. Er befuhr den Atlantischen Ozean nördlich bis über Island hinaus. Von dieser Fahrt zurückgekehrt, begab er sich nach Lissabon, der Hauptstadt Portugals, wo damals viele berühmte Seefahrer verweilten. Mit einem portugiesischen Schiffe fuhr er nach den Kanarien und an der Ostküste Afrikas vorbei.

Nebenbei studierte er noch fleißig in Büchern. Namentlich beschäftigte er sich viel mit einem Buche des Kardinals Petrus Alliacus, welches die Nachrichten der alten Gelehrten über die bekannten Erdteile enthielt.

Durch dieses Buch entstand in ihm der Gedanke, daß man Ostindien, das gepriesene Wunderland, auch erreichen könne, wenn man westwärts fahre. Es war nämlich damals schon vielen Menschen bekannt, daß die Erde eine Kugel sei. Man mußte also nach Ostindien kommen, wenn man in westlicher Richtung fuhr. — Auch brachte das Meer von Zeit zu Zeit künstlich geschnitzte Hölzer, Fichtenstämme, ja, selbst Leichname von einem fremdartigen Menschenschlage an die Küste der Azoren, die nordwestlich von den Kanarien im Atlantischen Ozean liegen.

Christoph Kolumbus.

Alles dies wußte Kolumbus, und es bestärkte ihn in seiner Ansicht, daß jenseits des Atlantischen Ozeans Land liegen müsse. Sein Irrtum war nur, daß er dieses Land für Ostasien ansah. Von dem Dasein des Erdteils Amerika hatte er keine Ahnung.

Um seinen Plan auszuführen, bedurfte Kolumbus der Unterstützung eines Königs. Er selbst besaß nicht so viel, um Schiffe ausrüsten zu können. Deshalb wandte er sich an Joao II. von Portugal und erbot

sich, in westlicher Richtung eine Flotte nach Ostindien zu führen, in welchem nach der Erzählung des berühmten Reisenden Marco Polo unermeßliche Reichtümer zu finden seien. Joao aber ging nicht darauf ein. Es erschien ihm sicherer, durch Umschiffung Afrikas nach Indien zu gelangen.

Kolumbus verließ Portugal und ging nach Italien. Genua, seine Vaterstadt, und Venedig wollten ihn ebenfalls nicht unterstützen.

Jetzt wandte er sich nach Spanien. Sein Söhnchen Diego an der Hand führend, klopfte er eines Tages an dem Thore des Franziskanerklosters Santa Maria de Rabida an und bat um einen Schluck Wasser und ein Stück Brot. Die Mönche nahmen ihn freundlich auf. Juan Perez de Marchena, der Guardian (Vorsteher) des Klosters, fand Gefallen an Kolumbus. Er begann ein Gespräch mit ihm und erkannte bald, daß er einen klugen, gebildeten Mann vor sich habe. Er selbst hatte oft von seinem Kloster, das auf einem Felsen lag, das weite Meer überschaut und sich gefragt, ob nicht jenseits desselben Land zu finden sei. Jetzt kam dieser Fremdling und sprach dieselbe Meinung, aber klar und bestimmt aus. Hocherfreut bat Juan Perez den Kolumbus, vorläufig als Gast in seinem Kloster zu verweilen.

In der stillen Zelle des Mönchs trafen die beiden neuen Freunde täglich zusammen. An dem mit Landkarten und Büchern bedeckten Tische saßen sie bis tief in die Nacht hinein und besprachen den Plan, wie das Land aufzufinden sei.

Juan Perez beschloß, alles zu thun, um dem kühnen Manne zu helfen, und er hat redlich sein Versprechen erfüllt. Ohne seinen Eifer würde Kolumbus vielleicht Amerika nicht entdeckt haben. Wenn darum Kolumbus' Name mit Staunen und Bewunderung genannt wird, müssen wir auch dankbar des edlen Franziskaners gedenken, der ihm hilfreich zur Seite gestanden.

Zunächst versprach Juan Perez, den kleinen Diego im Kloster zu behalten und zu erziehen. Eine große Sorge war damit von Kolumbus genommen. Dann gab er ihm Empfehlungsbriefe mit an den königlichen Hof, an welchem Perez wegen seiner Frömmigkeit und Klugheit in hohem Ansehen stand.

Mendoza, der Erzbischof von Toledo, ebenfalls ein edler, gebildeter Mann, brachte Kolumbus vor den König Ferdinand und die Königin Isabella.

Zwar war Kolumbus von hoher, schöner Gestalt, mit edlem Antlitz, breiter Stirn und klugen Augen, aber sein Anzug war schlecht und ärmlich, und er vermochte sich in der spanischen Sprache nicht gut auszudrücken. Die Höflinge, die nach dem Äußern urteilten, spotteten über

ihn und nannten ihn einen sinnlosen Schwätzer. Ferdinand und Isabella wiesen ihn jedoch nicht ab. Sie beriefen eine Versammlung von Professoren und gelehrten Mönchen, die seinen Plan prüfen sollten.

In einem Dominikanerkloster trat die Versammlung zusammen. Kolumbus setzte ihr seinen Plan auseinander. Aber die gelehrten Herren hielten die Geschichte für Unsinn. Nur die Geistlichen gaben ihm Recht. Namentlich suchte der Dominikaner Diego Deza die Wahrheit von Kolumbus' Ansicht zu beweisen.

Lange Zeit wurde so gestritten. Währenddem war Kolumbus Gast der Dominikanermönche und wurde von ihnen freundlich behandelt.

In Spanien wohnten damals noch Mauren, ein islamitisches Volk arabischer Abstammung. Ferdinand und Isabella führten heftige Kämpfe mit ihnen, um sie von der Pyrenäen-Halbinsel zu vertreiben. Um diese Zeit nun kamen zwei Mönche aus dem gelobten Lande und meldeten, der Sultan von Ägypten sei über die Kämpfe gegen seine Glaubensbrüder gewaltig entrüstet. Er habe geschworen, er werde das heilige Grab zerstören und alle Christen in seinem Reiche töten, wenn man die Mauren nicht in Ruhe lasse. Als Kolumbus das hörte, bat er Ferdinand und Isabella noch einmal recht eindringlich, ihn zu der Fahrt nach Westen zu unterstützen. Alle Schätze, die er in Indien gewinne, wolle er zur Befreiung des heiligen Grabes gebrauchen.

Endlich sprachen die Gelehrten ihr Urteil über des Kolumbus Vorhaben aus. Es lautete: Der Plan ist nicht ausführbar und großer Herrscher unwürdig. — Ferdinand und Isabella versprachen Kolumbus, noch einmal mit ihm zu unterhandeln, wenn der Krieg gegen die Mauren zu Ende sei.

Das konnte aber noch lange dauern, und so war Kolumbus denn abgewiesen. Noch eine Zeitlang verweilte er in Spanien und bat spanische Adelige um Unterstützung. Aber man betrachtete ihn als einen Verrückten. Man zeigte mit dem Finger auf die Stirn, wenn Kolumbus vorüberging, um anzudeuten, daß es in dem Kopfe des Mannes nicht richtig sei.

Kolumbus wollte sich jetzt nach Frankreich wenden. Aber Perez bat ihn eindringlich, noch in Spanien zu bleiben. Dann ging Perez selbst zur Königin, deren Beichtvater er früher gewesen, und sprach so begeistert, so glühend von des Kolumbus richtigen Ansichten, daß Isabella davon überzeugt wurde. Sie ließ Kolumbus eine Geldsumme überreichen, damit er am königlichen Hofe in einem ordentlichen Anzuge erscheinen könne.

Nun wurden die Unterhandlungen von neuem geführt. Anfangs ging alles glatt ab. Als aber Kolumbus seine Forderungen stellte, wollte man nicht darauf eingehen. Er verlangte nämlich, Admiral des Ozeans und Vizekönig aller neu entdeckten Länder zu werden und den zehnten Teil von allen Einkünften zu erhalten. Die Höflinge meinten, das sei zu viel der Ehre an einen unbekannten Fremdling verschwendet. Kolumbus aber gab nicht nach.

Nicht aus Herrschsucht und Habgier stellte er diese Forderungen. Durch seine Entdeckungen hoffte er die ganze Welt unter der Fahne des Heilandes zu vereinigen. Das Licht des Glaubens sollte unter die Heiden getragen und ihre Völker sollten unter der Herrschaft der Kirche Christi gesammelt werden. Auch wollte er ein Heer zur Eroberung des heiligen Grabes ausrüsten. Das alles aber konnte er nicht erfüllen, wenn er in dem neuen Lande nicht Macht und Reichtum errang.

So verließ denn Kolumbus abermals den spanischen Hof, um seinen Plan einem andern Herrscher vorzulegen. Nicht weit von der Grenze des Landes wurde er durch einen königlichen Eilboten zurückgeholt. Seine Freunde hatten die Königin so lange mit Bitten bestürmt, bis sie ausgerufen: „Wohlan, so unternehme ich das Werk für meine eigne Krone!“ Isabella war nämlich für ihre eigne Person Königin von Kastilien, während ihr Gemahl Ferdinand über Aragonien herrschte.

Am 17. April 1492 wurde endlich der Vertrag abgeschlossen. Kolumbus wurde auf Lebenszeit zum Admiral des Ozeans und Vizekönig aller Länder ernannt, die er auffinden würde. Der zehnte Teil von allen Einkünften sollte ihm gehören. Kolumbus versprach, das heilige Land aus den Händen der Ungläubigen zu befreien. Denn er glaubte ja noch immer, seine Fahrt bringe ihn nach Asien. Und er wollte einen Zug durch ganz Asien unternehmen, die Völker zum Christentume bekehren und in Syrien, dem westlichsten Teile Asiens, Palästina erobern.

Achtzehn Jahre lang hatte Kolumbus geworben, um die Mittel zu seinem Plane zu erhalten. Jetzt endlich war er am Ziele. Aber Armut, Kränkung und Spott hatten seine Stirn gefurcht, seinen Nacken gebeugt und sein Haar grau gefärbt.

In der Hafenstadt Palos wurden jetzt drei Schiffe für ihn ausgerüstet. Aber die Schwierigkeiten waren noch nicht überwunden. Mit Schaudern vernahmen selbst die kühnsten Seeleute Kolumbus' Vorhaben. Niemand wollte sich daran beteiligen. Viele meinten, die Erde sei ein großes Viereck. Am westlichen Rande desselben befinde sich ein

tiefer Abgrund. Dort reiße eine schwarze, krallenförmige Hand die Schiffe mit Riesenkraft in Tod und Verderben. Andere sagten, dort hause der Vogel Rock, der mit dem Schnabel ein ganzes Schiff erfasse und in die Tiefe stürze. Wieder andere gaben zu, daß die Erde rund sei. Aber eben darum könnten die Schiffe, die nach Westen führen, nie mehr bergauf nach Osten zurückkehren.

So groß war die Abneigung der Leute, daß die an den Schiffen beschäftigten Arbeiter ihre Werkzeuge wegwarfen und flohen. Zu einem so grausigen Beginnen wollten sie nicht die Hand bieten.

Da war es denn wieder der edle Pater Juan, der seinem Freunde half. Denn er liebte den Kolumbus, wie nur ein Freund den andern lieben kann, und war bereit, alles für ihn zu thun, damit er zu seinem Ziele gelange. Dann aber hoffte er auch, durch die Entdeckungsfahrt werde die Lehre Jesu in allen Ländern der Welt verbreitet werden.

Juan Perez verstand es, mit dem unwissenden Volke zu reden. Schon wegen der Armut seines Lebens und der Demut seines Geistes wurde er von den Leuten geliebt. Bald allein, bald von einigen Mönchen begleitet, mischte er sich unter die Seeleute, die plaudernd am Meeresstrande zusammenstanden und dabei ihre grausigen Märchen über den westlichen Teil des Ozeans zum besten gaben. Perez klärte sie über ihre Unwissenheit auf. Er scherzte über ihre Furcht und bewies ihnen, daß das alles nicht wahr sei. Er tröstete die Frauen und riet ihnen, die Männer nur ruhig ziehen zu lassen. So brachte er es denn bald dahin, daß die Matrosen sich bereit erklärten, die Fahrt mitzumachen.

Nun wurden die Schiffe fertiggestellt. Es waren Caravelen oder Lastschiffe. Auf dem Vorderteil und auf dem Hinterteil hatten sie je einen hölzernen Aufbau, der zur Verteidigung im Gefechte diente.

Das größte Schiff führte den Namen „Santa Maria“. Es war alt, aber fest und stark gebaut. Die beiden anderen Caravelen waren kleiner. Die eine hieß „Pinta“, die andere „Ninna“. Alle drei waren mit Kanonen ausgerüstet und auf ein Jahr mit Lebensmitteln versehen.

Während der Zeit der Ausrüstung verweilte Kolumbus im Kloster seines Freundes. Er ließ den Dingen jetzt ihren Lauf. Er wußte, daß das Volk auf ihn, den Fremdling, doch nicht hören werde. Gottlob, daß er seinem Freunde Juan vertrauen konnte.

Erste Fahrt nach Westen.

Am 3. August 1492 verließ Kolumbus mit seinen drei Schiffen und 124 Gefährten den Hafen von Palos. Alle waren vorher zur Beichte gegangen und hatten aus den Händen Juans die heilige Kommunion empfangen. Der Weg bis zu den Kanarischen Inseln war bekannt und schon oft befahren worden. Gleichwohl regte sich schon bald wieder die Furcht in den Herzen der Seeleute. Kolumbus wußte, daß bei Widerwärtigkeiten die Mehrzahl ihn im Stiche lassen werde. Was

Christoph Kolumbus' erste Fahrt.

wollte er allein auf hoher, unbekannter See gegen mehr als hundert Menschen, die sich ihm in der Furcht widersetzen würden! Gleichwohl unternahm er getrost die Fahrt. Diese Kühnheit ist der Bewunderung würdig. — Selbst als die Seeleute an einem Fahrzeuge absichtlich ein Steuerruder zerbrachen, um ihn zur Umkehr zu zwingen, beharrte er mutig auf seinem Willen.

Bald hatten sie die Kanarischen Inseln erreicht. Hier verweilten sie vier Wochen lang, um für das beschädigte Schiff ein anderes zu bekommen. Als das nicht gelang, wurde ein neues Steuer eingesetzt.

Am 6. September fuhr man von der Insel Gomera in den unermeßlichen, unbekannten Ozean. Lautes Jammern und Wehklagen erhob sich an Bord der Schiffe. Vergessen waren alle tröstenden, belehrenden Worte Juans. Den Seeleuten war es, als gingen sie einem Tode voll Grauen und Entsetzen entgegen.

Zum Glücke war das Wetter herrlich wie im Frühling. Unsagbar mild und angenehm lag die Luft auf dem sonnenschimmernden Meere. Bei Anbruch des Tages stiegen Dünste aus den Fluten auf, die in den herrlichsten Farben schillerten. Der Wind erhob sich und spielte mit dieser wogenden Dunstmasse, erst leise, allmählich stärker. Bald war sie verschwunden. Und am Horizonte erhob sich in strahlender Schönheit die Sonne, die Königin des Tages, und ihre Lichtflut ergoß sich über die spielenden Wellen.

So fuhren denn die Schiffe Tag und Nacht dem unbekannten Ziele zu. In tiefem Schweigen, in majestätischer Ruhe umgab sie der unendliche Ozean. Da schwand die Erinnerung an das Irdische, und der Geist der Menschen erhob sich zum Ewigen, Unendlichen, der auch dieses gewaltige Meer geschaffen, und dessen Hand über seine Fluten ausgestreckt ist.

Bald zeigten sich Züge von Meervögeln, die von Westen herkamen. Da wurde die Mannschaft freudig erregt; denn jetzt mußte Land in der Nähe sein. Aber bald wurde sie wieder von Schrecken ergriffen. Sie gelangten nämlich in einen Meeresteil, der so dicht mit Seepflanzen bedeckt ist, daß er aussieht wie eine Wiesenfläche. So etwas hatten die Spanier noch nicht gesehen. Ihren Schrecken kann man sich denken. Sie erinnerten sich wieder des alten Märchens, daß weit im Westen das Meer klebrig wird, und glaubten hier schon den Anfang davon zu sehen. Auch machte es ihnen angst, daß der Wind stets nach Westen wehte. War das immer so, dann konnten sie ja nie mehr in die Heimat zurückkehren.

Zum Glück zeigten sich bald die Vorboten des Landes. Kleine Vögel ließen sich auf den Masten nieder. Ihr Singen zeigte, daß sie nicht müde waren, also keinen weiten Weg gemacht hatten. Pflanzen, die auf Felsen zu wachsen pflegen, schwammen auf dem Wasser, noch ganz grün, als seien sie eben ausgerissen worden.

Aber das Land wollte sich noch immer nicht zeigen. Wieder griff die Furcht Platz in den Herzen der Seefahrer. Sie hielten die Vögel

und die Pflanzen für Trugbilder der Hölle. Nur mit Mühe vermochte Kolumbus die Furchtsamen zu beruhigen. Er versicherte ihnen, bald werde sich Land zeigen. Als sie ihn aber baten, zurückzukehren, wenn sich nach drei Tagen kein Land gezeigt habe, erklärte er fest und bestimmt, das werde er nicht thun.

Am 11. Oktober schwammen ein Brettchen, ein Stock, ein Grasbüschel und ein Zweig mit roten Beeren heran. Nun zweifelte keiner mehr, daß

Kolumbus' erste Landung.

das Land nahe sei. Da die Dunkelheit einbrach, fürchtete Kolumbus, auf Sandbänke oder Klippen zu stoßen, die sich häufig an den Küsten zeigen. Deshalb ließ er einige Segel einziehen und langsamer fahren. Dann ermahnte er alle, recht aufmerksam zu sein. Wer das Land zuerst erblicke, solle von ihm ein seidenes Gewand und von der Königin ein Jahrgehalt auf Lebenszeit bekommen.

Alle schauten mit klopfendem Herzen nach Westen. Kolumbus erblickte noch in der Nacht ein Licht, das sich hin und her bewegte. Aber

er sagte es insgeheim nur einigen seiner Freunde, um den Matrosen die Freude nicht zu verderben.

So ging in freudiger Aufregung die Nacht vorüber. Da plötzlich, gegen 2 Uhr morgens, erscholl von der Pinta ein Kanonenschuß und der vielstimmige Jubelschrei: „Land! Land!“

Der Matrose, der im Mastkorbe der Pinta saß und Ausschau hielt, hatte das Land erblickt. — Bei Anbruch des Tages sahen die vor Freude trunkenen Seefahrer ein liebliches Eiland vor sich. Es war die Insel Guanahani, östlich vom Meerbusen von Mexiko.

Die Schiffe hielten und warfen Anker. Auf Booten fuhren die Spanier ans Land. Angethan mit wallendem Scharlachmantel, das königliche Banner in der Rechten, den entblößten Degen in der Linken, sprang Kolumbus zuerst hinüber. Das Ziel, nach dem er lange Jahre gerungen, war erreicht. Voll heißen Dankes gegen Gott, der ihn so wunderbar geführt, sank er auf die Kniee, und Thränen der Rührung entstürzten seinen Augen. Und die Seinigen sammelten sich um ihn, und bald erscholl durch die herrschende Stille der herrlichste aller Lobgesänge, das Tedeum. Und dann drängten sich alle um Kolumbus, faßten seine Hände und küßten sie. Sie mußten ihn um Verzeihung bitten für ihre Unzufriedenheit und ihr Mißtrauen.

Kolumbus pflanzte ein Kreuz auf, daneben das königliche Banner und nahm feierlich im Namen der spanischen Herrscher die Insel in Besitz. Er nannte sie San Salvador, das heißt Erlöser, weil sie hier aus großer Angst erlöst worden waren.

Unterdessen hatte sich eine Menge Eingeborener am Ufer versammelt. Es waren große Menschen mit hohen Stirnen und schönen Augen. Der kupferrote Körper war ganz unbedeckt. In der Nase und um den Hals trugen sie goldene Zierate. Mit Staunen schauten sie dem Gebahren der Spanier zu. Ihre Schiffe erschienen ihnen als Wundertiere, sie selbst als höhere Wesen. Bald warfen sie sich auf die Erde, um die Spanier anzubeten, bald nahten sie sich ihnen scheu und furchtsam und berührten ihre Gesichter, ihre Hände und ihren Bart.

Sie gaben den Spaniern durch Zeichen zu verstehen, daß ihre Vorfahren in uralter Zeit von Westen her auf diese Insel gekommen seien. Sie beteten Sonne und Mond an. Die Stürme nannten sie ein Werk böser Geister. Übrigens waren sie recht brave Menschen. Geiz kannten sie nicht. Jeder gab dem andern, soviel er wünschte. Diebstahl kam bei ihnen fast gar nicht vor. Aber auch wehe dem, der sich dergleichen zu schulden kommen ließ. Er wurde zum Tode des Pfählens ver-

urteilt, das heißt: man trieb ihm einen zugespitzten Pfahl durch den Leib und ließ ihn dann langsam sterben.

Kolumbus ließ farbige Mützen, Glasperlen und Schellen unter sie verteilen. Diese wertlosen Sachen bereiteten ihnen eine gewaltige Freude. Namentlich ergötzte sie das Geklingel der Schellen. Dankbar brachten sie Lebensmittel, Baumwollfäden und gezähmte Papageien herbei. Die Spanier aber fragten nach Gold. Denn sie glaubten noch immer, die Insel gehöre zum indischen Archipel, also zu den Inseln, die nahe am Festlande Indiens liegen. Und Indien sollte ja nach der Schilderung des Marco Polo so reich an Gold sein, daß sogar die Dächer aus diesem kostbaren Metalle gemacht waren. Die Eingeborenen gaben willig die Goldplättchen, die sie in der Nase und am Halse trugen, für eine Schelle. Aber viel besaßen sie nicht. Doch gaben sie den Spaniern zu verstehen, im Westen und Süden sei viel Gold zu finden.

Am 24. Oktober fuhren die Spanier nach Süden. Kolumbus nahm sieben Eingeborene mit, um sie bei der Heimkehr dem Herrscherpaare vorzustellen. Sie sollten die spanische Sprache erlernen, im Christentume unterwiesen werden und dann in ihre Heimat zurückkehren.

Kolumbus entdeckte nun noch mehrere Inseln, die alle zur Inselgruppe der Antillen gehören. Eine nannte er Santa Maria della Conception, eine andere Fernandina, eine dritte Isabella. Die Spanier waren entzückt über das herrliche Grün, das alle diese Inseln schmückte, über die Wunderpracht der Blumen, die tausend Arten von Bäumen, in deren Zweigen lieblich singende Vögel mit farbenschimmerndem Gefieder saßen, über die köstlichen Wohlgerüche, welche die Luft erfüllten.

Die Eingeborenen waren überall gleich. Sie führten keine eisernen Waffen und kannten dieselben so wenig, daß sie den Degen des Kolumbus wie Kinder mit den Fingern anfaßten und sich blutig schnitten. Als Waffe diente ihnen ein Speer mit einem Fischzahn statt der Eisenspitze.

Viele hatten den Körper mit Narben bedeckt und erzählten darüber, daß sie sich gegen die Bewohner anderer Inseln wehren müßten. Diese kämen plötzlich hier an und schleppten eine Menge Gefangener mit sich fort. Die armen Gefangenen würden von ihnen gebraten und verzehrt. Karaiben nannten sie diese Menschenfresser.

Am 28. Oktober gelangte Kolumbus auf der Insel Cuba an, die er Juana nannte. Er sah hier an der Küste große Dörfer mit schönegebauten Häusern. Deshalb glaubte er, in Japan zu sein. Die Insel wurde von einem Kaziken beherrscht. Kolumbus schickte zwei Gesandte zu ihm. Diese kamen in ein großes Dorf mit 50 Häusern und ungefähr

1000 Einwohnern. Sie wurden feierlich empfangen und vor den Kaziken geführt. Sie durften sich vor ihm in einen Sessel niederlassen, während die Indianer auf dem Boden saßen.

Gold fanden die Spanier auch auf dieser Insel nicht. Sie bemerkten aber, wie die Eingeborenen Kräuter zusammenwickelten und dann anzündeten, um den Rauch einzuschlürfen. Ein solches Krautbündelchen nannten sie Tabacco. Davon hat das Kraut den Namen Tabak erhalten. Die Gewohnheit des Tabakrauchens ist heute durch die ganze Welt verbreitet.

Die Wilden erzählten Kolumbus von einer Insel Babeque, auf der Gold in Menge zu finden sei. Pinzon, der Führer der Pinta, fuhr in der Nacht heimlich mit seinem Schiffe ab, um dieses Goldland zu entdecken und sich zuerst daselbst zu bereichern. Kolumbus aber gelangte nach Hayti. Die Natur dieser Insel erinnerte so sehr an die spanische Heimat, daß Kolumbus sie Hispaniola, das heißt Kleinspanien, nannte. Die Eingeborenen waren kriegerische Menschen und wollten anfangs von den Spaniern nichts wissen. Nachdem sie aber ihr Mißtrauen überwunden, kamen sie voll Freundlichkeit herzu und gaben den Spaniern alles, was diese von ihnen verlangten. Der Kazike Guacanagari kam, um Kolumbus zu besuchen. Vorher hatte er Geschenke gesandt; darunter befand sich eine hölzerne Maske mit Augen, Nase und Zunge von Gold. Kolumbus besuchte den Kaziken einige Tage später in seinem Dorfe. Der Kazike bewirtete die Spanier mit einem glänzenden Mahle. Dabei benahm sich der Wilde mit so viel Würde und Anstand, daß die Europäer erstaunten. Nach dem Mahle wurden die Gäste in den Garten des Kaziken geführt. Hier führten die Indianer Kampfspiele und Tänze auf. Kolumbus ließ, um den Wilden auch eine Freude zu bereiten, Flinten und Kanonen abfeuern. Aber bei dem fürchterlichen Donner gerieten die Indianer in Furcht. Erst, als Kolumbus sie versicherte, daß er ihnen nichts zuleide thun werde, erholten sie sich von ihrem Schrecken. Jetzt bezeigten sie über das Schießen eine kindliche Freude.

Kolumbus fürchtete, Pinzon möchte vor ihm in Spanien ankommen und dort den Ruhm der Entdeckung für sich in Anspruch nehmen. Deshalb beschloß er, heimzukehren. Aus den Trümmern einer Caravele, die auf einer Sandbank gestrandet, ließ er ein Fort bauen, das er Navidad nannte. Einen Teil seiner Begleiter ließ er zurück. Sie sollten während seiner Abwesenheit die Sprache der Indianer, ihre Sitten und Gebräuche kennen lernen und mit ihnen Tauschhandel beginnen. Ausdrücklich aber ermahnte er sie, die Eingeborenen mit Sanftmut und Gerechtigkeit zu behandeln.

Am 4. Januar verließ Kolumbus die Insel Hayti und trat den Heimweg an. Am dritten Tage der Fahrt traf er die Pinta. Pinzon hatte die Goldinsel Babeque nicht gefunden, aber von den Eingeborenen gehört, daß südlich von Hayti die goldreiche Insel Yamaye (Jamaica) liege. Er entschuldigte sein unerlaubtes Wegfahren durch allerlei Ausreden. Kolumbus wollte sich jetzt nicht mit ihm entzweien und ließ sie gelten.

Am 12. Februar erhob sich ein furchtbarer Sturm, der mehrere Tage dauerte. Während dieses Sturmes verschwand die Pinta. Kolumbus glaubte, sie sei untergegangen. Dann war nur noch sein Schiff übrig. Ging das auch zu Grunde, dann kam die Kunde von seiner Entdeckung nicht nach Europa. Deshalb schrieb er einen Brief über seine Fahrt auf Pergament und verschloß ihn in eine Tonne. Die Tonne ließ er ins Meer werfen, hoffend, sie werde irgendwo ans Land gelangen. Wenn er jetzt unterging, dann war seine Entdeckung doch nicht verloren.

Seine Vorsicht war indes unnötig. Der Sturm legte sich, und am 15. Januar erblickten die Seefahrer Santa Maria, eine der Azoren. Da hier eine Kapelle stand, so schickte Kolumbus einen Teil der Mannschaft ans Land, um Gott für die Rettung zu danken. Die Portugiesen aber, denen die Azoren gehörten, nahmen die Männer gefangen. Sie waren neidisch, daß die Spanier eine so große Entdeckung gemacht. Erst nach einigen Tagen wurden die Gefangenen zurückgeschickt.

Endlich langte Kolumbus wohlbehalten in Lissabon, der Hauptstadt Portugals, an. Joao II. war zwar nicht erfreut über seine Ankunft; denn er hatte damals den Plan des Kolumbus verworfen. Und jetzt hatte Kolumbus glänzend bewiesen, daß er doch recht gehabt. Auch fürchtete Joao, die Spanier würden ihm jetzt in Indien schaden. Einige rieten ihm, den Kolumbus töten zu lassen. Aber die meisten seiner Unterthanen waren begeistert für den Mann, der eine neue Welt entdeckt hatte, und wollten, daß er mit Auszeichnung behandelt werde. Ihnen folgte Joao. Er empfing Kolumbus ehrenvoll und erlaubte ihm, sich in seiner Gegenwart zu setzen und den Kopf bedeckt zu halten. Das war ein Vorrecht, welches sonst nur Personen aus königlichem Geschlechte besaßen.

Am 15. März, $7\frac{1}{2}$ Monate nach seiner Abfahrt, langte Kolumbus in Palos an. Der Jubel war unermeßlich. Die Glocken wurden geläutet, die Häuser geschmückt, und die Straßen hallten wieder von dem Freudengeschrei. In feierlichem Zuge geleitete man die Seefahrer vom Schiffe nach der Kirche, wo ein Dankgottesdienst gehalten wurde.

Dann unternahmen sie eine Wallfahrt im Bußhemde nach dem Kloster des Juan Perez. Das hatte Kolumbus in der Not des See-

ſturmes gelobt. Mit Thränen der Freude umarmten ſich die beiden Freunde. Pater Juan ſpendete wieder, wie damals bei der Abfahrt, allen die heilige Kommunion. Dann verweilte Kolumbus einige Tage in der ſtillen Zelle Juans. Hier ſchrieb er einen Bericht über ſeine Fahrt an das Herrſcherpaar. Auch dem Papſt Innocenz VIII. teilte er ſeine Entdeckung mit und bat ihn, auf der Karte eine Linie vom Nordpol bis zum Südpol zu beſtimmen. Alle neuentdeckten Länder weſtlich von dieſer Scheidelinie ſollten den Spaniern, die öſtlich davon den Portugieſen gehören. Auf dieſe Weiſe ſollte ein Streit zwiſchen den beiden Staaten wegen der Entdeckungen vermieden werden. Der Papſt las Kolumbus' Bericht bis tief in die Nacht hinein und dankte im öffentlichen Gebete Gott dem Herrn, daß jetzt den Völkern, die bisher im Schatten des Todes geſeſſen, das Licht des Heiles erglänzen werde.

Kolumbus reiſte nun nach Barcelona, wo ſich der königliche Hof befand. Seine Reiſe durch Spanien glich einem Triumphzuge. Überall ſtanden dichtgedrängte Menſchenmengen, die alle den großen Mann ſehen wollten und ihm begeiſtert zuriefen.

Am feierlichſten war der Empfang in Barcelona. Ein Trupp junger Adeliger ritt Kolumbus entgegen. Die Häuſer waren mit Teppichen und Blumen geſchmückt. Vor ihm her gingen die Indianer, die er mitgebracht, in den Händen die ſeltſamſten Tiere und Pflanzen und die Zierate von Gold. Kolumbus ſaß ſtill und beſcheiden auf ſeinem Pferde.

Auf einem offenen Platze war der königliche Thron aufgeſchlagen. Ferdinand und Iſabella erhoben ſich und ſtreckten dem kühnen Seehelden die Hand entgegen. Ehrfurchtsvoll wollte Kolumbus ſein Haupt entblößen, aber Iſabella ſprach: „Don Criſtoval Colon, Admiral des Ozeans und Vizekönig der neuen Welt, bedecket euch.“ — Nun ſchilderte Kolumbus die Erlebniſſe ſeiner Reiſe. Als er geendet, ſanken die Herrſcher auf die Kniee und erhoben die Hände zum Himmel. Thränen des Dankes und der Freude entſtürzten ihren Augen.

So wurde denn Kolumbus mit Ehren überhäuft, wie ſie ſelten einem Menſchen zu teil werden. Aber es machte ihn nicht übermütig. In Ehrfurcht und Liebe gedachte er in dieſen Tagen des Triumphes ſeines alten Vaters in Genua. Er ſandte ihm koſtbare Geſchenke und bat ihn, ihm den jüngeren Bruder Diego zu ſchicken, damit er für ihn ſorgen könne.

Es gab aber auch Höflinge, die dem Kolumbus mißgünſtig geſinnt waren und ſeine Verdienſte herabzuſetzen ſuchten. Gelegentlich einer großen Mahlzeit äußerte ein Höfling, die Entdeckung ſei ſo ſchwierig

nicht gewesen, sie wäre einem Spanier ebenfalls gelungen. Die Antwort blieb Kolumbus nicht schuldig. Er nahm ein Ei und fragte: „Wer vermag dasselbe auf die Spitze zu stellen, daß es nicht umfällt?“ Keiner der Anwesenden brachte das Kunststück fertig. Kolumbus nahm daraufhin das Ei, stieß die Schale an der Spitze ein und stellte es mit leichter Mühe auf den Tisch. Damit war gesagt, daß eine Sache wohl nachzumachen ist, wenn sie erst ein anderer vorgemacht hat. „Das Ei des Kolumbus“ ist denn auch sprichwörtlich geworden.

Des Kolumbus zweite Fahrt.

Das Gerücht von der neuentdeckten Welt durchlief ganz Europa. Man glaubte, in Westindien (so nannte man die aufgefundenen Inseln) sei so viel Gold, daß man sich nur zu bücken brauche, um es aufzuheben. Hatten früher die Spanier nur widerstrebend an der Fahrt teilgenommen, so meldeten sich jetzt freiwillig bei Kolumbus große Mengen, die alle mitfahren wollten, nicht bloß Seeleute, sondern auch Handwerker und Bauern. Sie alle hofften, in der neuen Welt unermeßliche Schätze zu gewinnen. — Allerdings wollten diesmal die Herrscher eine ansehnliche Flotte nach Westindien schicken, damit man daselbst eine große Kolonie anlegen könne. Aber gleichwohl konnten nicht alle angenommen werden, die sich meldeten. Man wählte 1500 aus. Bauern, Handwerker und Soldaten waren darunter. Auch Geistliche sollten mitziehen, um die Wilden zum Christentume zu bekehren.

Am 25. September 1493 fuhr die Flotte, die aus siebzehn Schiffen bestand, unter Kolumbus' Führung ab. Auch europäische Haustiere, die auf den Inseln nicht zu finden waren, Pferde, Rinder, Ziegen, Schafe und Schweine wurden mitgenommen, ebenso Nutzpflanzen, wie Citronen, Orangen und das Zuckerrohr.

Kolumbus fuhr diesmal etwas mehr südlich. Nach 20 Tagen erblickte er eine Insel, die er Dominica nannte. Noch sechs Inseln, die alle zu den Antillen gehören, entdeckte er. Nirgendwo zeigten sich Menschen. Erst auf Guadelupe sah man ein Dorf. Als die Schiffe sich näherten, flohen die Eingeborenen schleunigst davon und ließen sogar ihre Kinder zurück. In den Häusern fanden die Spanier abgenagte Menschenknochen und Töpfe, mit Menschenfleisch gefüllt. Die Einwohner waren also Karaiben. — Endlich kamen einige Weiber und Kinder herbei. Sie gaben

zu verstehen, daß sie hier fremd seien. Die Karaiben hatten sie geraubt und hieher gebracht. Sie wurden wie Schlachttiere gemästet und sollten demnächst verzehrt werden. Mit Schaudern vernahmen die Spanier die Erzählung der Unglücklichen. Sie nahmen sie auf ihre Schiffe, um sie nach ihren heimatlichen Inseln zu bringen.

Kolumbus steuerte jetzt nach Hayti, um Fort Navidad aufzusuchen. In der Nähe desselben angekommen, ließ er zwei Kanonen abfeuern, um die Besatzung von seiner Ankunft zu benachrichtigen. Aber keine Antwort erfolgte. Alles blieb still und dunkel. In der Nacht nahte sich ein Fahrzeug den Schiffen. Es war mit Indianern besetzt, die Kolumbus zu sehen verlangten. Sie brachten traurige Nachrichten. Das Fort sei von dem Kaziken Caonabo zerstört, die Spanier getötet worden. Als die Spanier ans Land gingen, fanden sie die Erzählung bestätigt. Das Fort war niedergerissen, der Vorrat an Waffen und Lebensmitteln geraubt. Hie und da lagen Leichen, die man an der Kleidung als Spanier erkannte. Nicht einer von der Besatzung war noch am Leben. Sie hatten aber ihr Unglück selbst verschuldet. Statt die Wilden freundlich zu behandeln, wie Kolumbus ihnen anbefohlen, hatten sie dieselben durch ihre Habgier und Grausamkeit gereizt. Deshalb hatten diese sich gegen sie erhoben und sie getötet. Nur der Kazike Guacanagari war den Spaniern treu geblieben und hatte ihnen gegen seine Landsleute beigestanden. Aber er war geschlagen und verwundet worden.

Kolumbus gab den Indianern reichlich Geschenke, die sie dankbar annahmen. Aber die alte Freundlichkeit zeigten sie nicht mehr. Sie waren mißtrauisch geworden.

Das war ein schwerer Schlag für den Admiral. Er hatte gehofft, die Zurückgebliebenen würden durch Tauschhandel mit den Wilden wenigstens eine Tonne Gold gewinnen. Die wollte er den Herrschern senden, um ihnen zu zeigen, daß sie ihm ihre Unterstützung nicht umsonst zugewandt. Und jetzt war alles verloren, die Niederlassung zerstört, die Besatzung getötet. Von den mißtrauischen Wilden war nicht leicht mehr etwas zu erlangen.

Auch seine Begleiter sahen sich gewaltig enttäuscht. Sie hatten gehofft, in ein Land der höchsten Glückseligkeit einzuziehen, wo sie nur die Hände auszustrecken brauchten, um im Nu reich zu sein. Und nun sollten sie beim Baue einer Stadt, die Kolumbus anstatt des zerstörten Forts errichten wollte, harte Arbeiten verrichten, Brücken und Mühlen bauen, Wälder ausroden, Gärten und Äcker anlegen. Die mitgebrachten Lebensmittel waren größtenteils verdorben, an die neuen waren sie noch

nicht gewöhnt. Da wurden sie denn unzufrieden und murrten gegen Kolumbus, der ihnen das Leben hier so herrlich geschildert habe. Sie bedachten nicht, daß der Admiral unschuldig an dieser Not war. Die zurückgebliebenen Spanier hätten nicht so hart mit den Indianern verfahren sollen; dann hätte man jetzt keine Festung zu bauen brauchen, um die Wilden im Zaume zu halten.

Kolumbus sandte die Unzufriedenen auf zwölf Schiffen nach Spanien, um Ruhe vor ihnen zu haben. Sie nahmen Gewürze, seltene Pflanzen und Gold mit. Dafür sollten sie Wein, Arznei, Kleider, Waffen und Pferde vom Könige erbitten.

Bald entstand eine Verschwörung gegen den Admiral. Während Kolumbus krank von Sorgen und Aufregung war, wollte ein gewisser Bernal de Pisa mit mehreren anderen sich der Schiffe bemächtigen, nach Spanien zurückkehren und dort Kolumbus verklagen. Aber die Verschwörung wurde entdeckt und Bernal de Pisa in Ketten gelegt. Man fand bei ihm einen Brief, den er dem Herrscherpaare übergeben wollte. Er war voll von Verdrehungen und Verleumdungen. Kolumbus that recht daran, den Meuterer streng zu strafen. Denn Gehorsam und Unterordnung mußte er als Vizekönig und Admiral verlangen. Aber leider war er kein geborener Spanier. Deshalb gab dieses Volk dem Aufrührer recht, erklärte die Strafe für hart und nannte Kolumbus einen rachsüchtigen Menschen.

Inzwischen war die Stadt vollendet worden. Zu Ehren der Königin erhielt sie den Namen Isabella. Kolumbus übergab jetzt seinem Bruder Diego den Oberbefehl über dieselbe und machte sich mit 400 Mann nach dem Innern der Insel auf. In einer wunderschönen Ebene, mit herrlichen Blumen bedeckt, mit himmelanstrebenden Palmen bewachsen, stießen sie auf Dörfer und Weiler. Die Bewohner flohen beim Anblick der Fremdlinge scheu in ihre Hütten. Kolumbus verbot den Seinigen, ihre Wohnungen zu betreten. Da merkten die Wilden bald, daß die Fremden nichts Böses im Schilde führten und wagten sich herbei. Man gab ihnen Schellen und Glasperlen, worüber sie eine grenzenlose Dankbarkeit bezeigten. Sie brachten den Spaniern Bernstein und wertvolle Steinarten. Auch sagten sie ihnen, im Westen sei Gold zu finden in Klumpen, so dick wie der Kopf eines Kindes.

Die Wilden waren hier übrigens nicht ganz ungebildet. Das zeigte schon ihre Religion. Denn sie verehrten keine geschaffenen Dinge, Bilder, Tiere oder Gestirne des Himmels, sondern beteten ein höchstes Wesen an, das den Himmel bewohne und allmächtig und unsichtbar sei. — Auch

hatten sie eine Sage von einer großen Wasserflut, die einst über die Welt gekommen sei und alles Lebende zerstört habe. Es war das nichts anderes als die Sündflut, von der die heilige Schrift erzählt.

Nachdem Kolumbus in der Ebene die Festung Santo Tomas angelegt, kehrte er nach Isabella zurück. Hier fand er die europäischen Gewächse, die er hatte anpflanzen lassen, schon alle reif; ein Beweis, wie fruchtbar der Boden war. Aber er sah auch zu seinem größten Schmerz, daß die ungewohnte Luft viele Spanier krank gemacht hatte.

Wiederum ging der Admiral zu Schiffe, in der Hoffnung, endlich das Goldland Japan zu finden. Bald stieg die Insel Jamaika am Horizonte auf. Die Indianer auf dieser Insel waren viel geschickter als die andern. Sie kamen in langen, schmalen Booten, die schön geschnitzt und bemalt waren, mit unglaublicher Schnelligkeit an die Schiffe heran.

Von Jamaika aus fuhr Kolumbus wieder nordwärts nach Cuba, das er noch immer für ein Festland hielt. An einem Sonntage ließ er die Schiffe landen und am Ufer die heilige Messe lesen. Die Indianer sahen voll Ehrerbietung zu. Ein Kazike, ein ehrwürdiger Greis von 80 Jahren, nahte sich nach Beendigung des Gottesdienstes dem Admiral und sprach: „Es ist gut und schön von dir, daß du deinem Gotte dankst. Sei aber nicht stolz darauf, daß du in diese Gegenden mit großer Macht kamst und dir viele Länder unterwarfst. Wisse, daß die Seelen der Menschen, wenn sie vom Leibe scheiden, zweierlei Reisen zu machen haben. Waren sie ungerecht und grausam gegen ihre Nebenmenschen, dann kommen sie an einen traurigen, häßlichen, finstern Ort. Wer aber den Frieden auf Erden bewahrt hat, der kommt an den andern Ort, der ist lieblich und voller Freuden.“ — Kolumbus freute sich der Worte. Denn wo die Menschen so dachten wie hier, da mußte das göttliche Wort, das der Heiland mit dem Samenkorn verglichen, auf guten Boden fallen und hundertfältige Frucht bringen. Er sagte dem Kaziken, daß sein Herrscher ihn in dieses Land geschickt habe, um den Glauben an den wahren Gott zu verbreiten und die friedlichen Bewohner gegen die grausamen Menschenfresser zu beschützen. Der Greis weinte Thränen der Rührung. — Als Kolumbus ihm von seiner Heimat in Europa erzählte, da meinte der Kazike, das müsse wohl der Himmel sein. „Nimm mich mit in deine Heimat, wenn du dahin zurückkehrst!“ bat er mit bewegten Worten. Aber Weib und Kinder bestürmten ihn so lange mit Bitten, bis er seinen Vorsatz aufgab.

Auf einer Fahrt nach der Südküste befiel den Admiral eine Krank-

heit, die ihn des Gebrauchs der Augen beraubte. Die Seinigen fürchteten, er möchte sterben, und brachten ihn schnell nach der Stadt Isabella.

Nach einem Schlafe von fünf Tagen und Nächten kam Kolumbus wieder zu sich. Zu seiner größten Freude sah er seinen Bruder Bartolome an seinem Krankenlager stehen. Derselbe war damals, als Kolumbus den König von Portugal um Unterstützung bat, nach England gegangen, um dem Könige Heinrich VII. den Plan seines Bruders vorzulegen. Der König hatte ihn gnädig empfangen. Aber bald hatte Bartolome erfahren, daß Kolumbus schon eine Entdeckungsfahrt vollendet habe. Schnell eilte er nach Spanien. Kolumbus aber hatte schon seine zweite Fahrt angetreten. Vom königlichen Hofe hatte nun Bartolome den Oberbefehl über drei Schiffe erhalten, die Lebensmittel nach Isabella bringen sollten. Mit diesen Schiffen war er jetzt auf Hayti gelandet.

Kolumbus ernannte den kühnen, furchtlosen und ehrlichen Bartolome zu seinem Stellvertreter in der Kolonie. Und ein solcher Mann war jetzt nötig. Die anderen Befehlshaber hatten während des Admirals Abwesenheit fast immer das Gegenteil von dem gethan, was Kolumbus gewollt. Durch ihre Habgier hatten sie die Indianer aufs äußerste gereizt, so daß diese sich jetzt zu einem Kriege rüsteten. Nur der Kazike Guacanagari blieb den Spaniern treu.

Um das Unglück voll zu machen, bemächtigten sich mehrere aufrührerische Spanier der Schiffe, mit denen Bartolome gekommen, und fuhren nach Spanien, um dort Kolumbus zu verklagen.

Inzwischen begannen die Indianer ihre Feindseligkeiten. Ein Kazike ließ zehn Spanier töten, die in seinem Dorfe lagerten, und ein Haus in Brand stecken, wodurch vierzig Spanier elend umkamen.

Ein anderer Kazike, Caonabo, lagerte mit 10000 Kriegern vor der kleinen Festung Santo Tomas. Diese Festung wurde von Alonso de Ojeda befehligt, einem waghalsigen und schlauen Manne. Dreißig Tage lang lag Caonabo vor Santo Tomas, um die Besatzung durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Ojeda machte mit seinem Häuflein verwegene Ausfälle und blieb immer siegreich. Eine Menge Indianer fiel jedesmal im Kampfe mit den kühnen Helden. Ojeda war der Tapferste. Mit wildem Ungestüm stürzte er sich in die dichtesten Haufen der Feinde, die vor ihm wie vor einem höheren Wesen flohen. Caonabo war so erstaunt über seine Kühnheit, daß er die Belagerung abbrach.

Diesem Ojeda gab Kolumbus den Auftrag, er solle ihm Caonabo lebend überliefern. Dann wollte ihn Kolumbus bewegen, mit den Spaniern Friede und Freundschaft zu schließen. Es war eine schwierige

und gefährliche Aufgabe. Aber Ojeda kannte keine Furcht. Mit zehn Spaniern ritt er in die Stadt des Kaziken, begrüßte ihn ehrfurchtsvoll und bat ihn, zum Admiral zu kommen. Der werde ihm die Kirchenglocke von Isabella zum Geschenk machen. Die Indianer betrachteten nämlich diese Glocke als ein Wunderding. Wenn sie läutete, sahen sie die Spanier alle zur Kirche eilen. Sie glaubten deshalb, die Glocke rede mit den weißen Männern. Und dieses wundersame Ding sollte Caonabo zum Geschenk erhalten. Mit Vergnügen erklärte er sich bereit, mit Ojeda zu Kolumbus zu gehen. Ojeda hatte gehofft, Caonabo werde allein oder nur von einigen begleitet zum Admiral kommen. Aber der Kazike nahm eine große Anzahl Krieger mit. Das erschwerte die Ausführung des Planes. Doch Ojeda wußte sich immer zu helfen. Er zeigte Caonabo eine Kette mit Handfesseln von blinkendem Stahle und sagte ihm, das sei ein kostbarer Schmuck. Die Könige Spaniens trügen ihn bei festlichen Gelegenheiten. Dann schmeichelte er Caonabo und sagte zu ihm: „Du bist auch ein mächtiger Fürst und wohl wert, diesen Schmuck zu tragen". Des Kaziken Augen funkelten vor Freude. Und als Ojeda ihm jetzt riet, er solle den Schmuck anlegen und sich auf ein Pferd setzen, um sich seinem staunenden Volke zu zeigen, da war Caonabo sofort dazu bereit. Nachdem er ein Bad im Flusse genommen, ließ er sich die Fesseln anlegen. Dann hob man ihn auf Ojedas Pferd. Wohl waren die Wilden erstaunt, denn sie hatten noch nie einen Indianer zu Pferde gesehen. Caonabo betrachtete mit Entzücken ihre verdutzten Gesichter. Aber plötzlich saß Ojeda mit einem gewaltigen Sprunge hinter ihm, ergriff die Zügel und entfloh im rasenden Galopp. Ehe die Indianer sich von ihrem Staunen erholt, waren die Spanier mit dem gefesselten Kaziken ihren Blicken entschwunden.

Mit Stolz konnte Ojeda dem Admiral den gefährlichen Gegner ausliefern. Caonabo aber war unbeugsamen, furchtlosen Sinnes und wollte von einem Frieden mit den Spaniern nichts wissen. Stolz und aufrecht stand er vor Kolumbus, ohne seinen Blick zu senken. Nur vor dem kühnen, schlauen Ojeda, der ihm den schlimmen Streich gespielt, hegte er tiefe Ehrfurcht. — Kolumbus nahm später Caonabo mit übers Meer, um ihn dem Könige vorzustellen. Aber der stolze Indianer starb auf der Fahrt an gebrochenem Herzen.

Caonabos Bruder wollte mit einem Heere von 7000 Mann den gefangenen Kaziken befreien. Aber Ojeda zog ihm mit wenigen Reitern kühn entgegen. Wie der Sturmwind brachen sie in die Reihen der Indianer ein, die, von der Gewalt des plötzlichen Angriffs erschreckt, eilends die Flucht ergriffen.

Ein neues Indianerheer nahte sich bald der Stadt Isabella. Mit nur 200 Mann zu Fuß und 20 Reitern ging Kolumbus ihm entgegen. Auch große Bluthunde, die zum Kampfe gegen Menschen abgerichtet waren, führte er mit sich. Bartolome leitete die Schlacht. Sie währte nicht lange. Die Indianer erschraken beim Donner der Geschütze und beim Ansturme der Reiter. Und als endlich mit fletschenden Zähnen die Bluthunde auf sie eindrangen, den Kämpfern an die Kehle sprangen und sie zu Boden rissen, da löste sich der ganze Schlachthaufen auf. Kolumbus hatte während des Kampfes auf einem nahen Hügel gebetet. Dieser Hügel heißt heute noch Santa Cerra (heiliger Hügel).

Jetzt wurden bald sämtliche Indianerstämme der Insel unterworfen. Jeder Indianer, der über 14 Jahre alt war, mußte jeden Monat eine Schelle voll Goldstaub im Werte von etwa 60 Mark abliefern. Wo kein Gold zu finden war, mußten sie alle drei Monate 25 Pfund Baumwolle bringen. Hatten sie diese Steuer entrichtet, so wurde ihnen eine Kupfermünze gleichsam als Quittung um den Hals gehängt. Wer ohne diese Kupfermünze betroffen wurde, erhielt strenge Strafe.

Das war den Indianern natürlich nicht recht. Vor Ankunft der Fremdlinge hatten sie ein herrliches Leben geführt. Das Wenige, was sie gebrauchten, hatten sie mühelos erworben. Und jetzt sollten sie für die weißen Männer arbeiten, die noch immer nicht in den „Himmel" zurückkehren wollten. Deshalb beschlossen sie, die Äcker nicht mehr zu bebauen. Dann sollten die Weißen verhungern. Aber sie schädigten nur sich selber. Die Weißen erhielten Lebensmittel aus Spanien. Von ihnen aber starben 50 000 am Hungertyphus.

Ohne seinen Willen mußte Kolumbus die Wilden so hart behandeln. Er war stets milde und gütig mit ihnen umgegangen. Aber die Spanier hatten durch Grausamkeit und Habgier die Indianer gereizt. Jetzt war auf gütlichem Wege nicht mehr mit ihnen auszukommen. Deshalb behandelte er sie mit Strenge.

In Spanien war Kolumbus unterdes aufs schlimmste verleumdet worden. Es hieß, er belüge die königlichen Majestäten durch falsche Berichte und mißhandle Spanier und Indianer. Um sich zu rechtfertigen, kehrte Kolumbus nach Spanien zurück. Auf dieser Fahrt blieb er wegen des ungünstigen Windes so lange, daß die Lebensmittel aufgingen. Gefoltert von den Qualen des Hungers wollten die Spanier die Indianer verspeisen oder doch wenigstens ins Meer werfen, damit der kleine Vorrat an Nahrungsmitteln nicht so schnell aufgehe. Aber der

edle Kolumbus erklärte entrüstet, so etwas werde er nimmer dulden. „Die Indianer sind unsere Brüder," sagte er, „wenn ihr jetzt in Leiden seid, so ertragt sie geduldig, wie es sich für einen Christen geziemt."

Als Ferdinand und Isabella den großen Mann vor sich sahen, wandten sie ihm wieder ihre Huld zu und verbannten das Mißtrauen aus ihrem Herzen. Sie ließen ihm sofort acht Schiffe ausrüsten. Von neuem wurde Kolumbus als Admiral und Vizekönig bestätigt. Isabella bot ihm sogar einen Teil der Insel Hispanien als Herzogtum an. Kolumbus schlug es aus, um nicht den Neid der Spanier noch mehr zu erregen.

Damals schrieb er ein Testament für seine Nachkommen, das für alle Zeit Geltung haben sollte. Es zeigt so recht den frommen Sinn des großen Entdeckers. Der Majoratsherr (das heißt das Oberhaupt der Familie) sollte von Zeit zu Zeit eine bestimmte Summe Geldes hinterlegen, um mitziehen zu können, wenn ein Kreuzzug unternommen werde. Sei ein großes Kapital zusammen, so solle der Majoratsherr die Eroberung Jerusalems allein unternehmen, wenn kein König es thun wolle. Komme die Kirche in Gefahr, so müsse der Majoratsherr mit allen Kräften ihrem rechtmäßigen Oberhaupte, dem Papste, helfen.

Dritte Entdeckungsfahrt des Kolumbus.

Es verging einige Zeit, bis die dritte Fahrt zu stande kam. Denn die Herrscher hatten wegen der vielen Kriege nicht Geld genug, die Schiffe auszurüsten; auch wollte das Volk jetzt nichts mehr von der neuen Welt wissen. Man betrachtete Westindien nicht mehr als ein Land der Pracht und des Reichtums, sondern der Armut und der Krankheiten. Beim vorigen Zuge hatten sich so viele Teilnehmer gemeldet, daß man eine große Anzahl zurückweisen mußte. Jetzt wollte niemand mehr teilnehmen. Deshalb bat Kolumbus die Regierung, sie möge ihm verurteilte Verbrecher mitgeben. Gern that er das nicht, denn er erkannte wohl, daß solch verworfene Menschen ihm noch mehr zu schaffen machen würden. Aber was wollte er anders machen?

Kurz vor der Abfahrt hatte Kolumbus noch einen Streit mit einem königlichen Beamten. Wir können daraus sehen, wie sehr er bei den vornehmen Spaniern verhaßt war. In dem Augenblicke, als er sein Schiff betreten wollte, beschimpfte ihn der königliche Zahlmeister Jimeno

angesichts aller Seeleute. Er hoffte, sich dadurch bei den Feinden des Kolumbus beliebt zu machen und eine höhere Stelle zu erlangen. Im Beisein seiner Untergebenen durfte der Admiral sich die Schmach nicht gefallen lassen. Er schlug Jimeno auf sein Lästermaul, daß er rückwärts taumelte und zu Boden fiel. Und der Ekel über den erbärmlichen, feigen Menschen mochte wohl so stark in seiner edlen Seele werden, daß er ihm noch einen Fußtritt gab. Die Umstehenden brachen in lautes Gelächter aus, als sie den Maulhelden so bestraft sahen. Aber die Feinde des Admirals erzählten die Begebenheit Ferdinand und Isabella, natürlich nach ihrer Art. Man wollte den Majestäten zeigen, wie grausam und rachsüchtig Kolumbus sei.

Am 30. Mai 1498 begann die dritte Fahrt. Die Flotte bestand diesmal aus sechs Schiffen und 200 Seeleuten. Kolumbus sandte unterwegs drei Schiffe direkt nach Hispaniola (Hayti). Mit den drei anderen wandte er sich nach Südwesten, um neue Gebiete zu entdecken. Bald geriet er in die Gegend, wo meist Windstille herrscht. Die Hitze wurde hier geradezu unerträglich. Der Teer troff schmelzend von den Schiffsplanken, die Reifen sprangen von den Fässern, das Trinkwasser wurde faul und stinkend. Da wandte Kolumbus die Schiffe nach Norden und landete auf der Insel Trinidad, an der Nordküste Südamerikas. Man füllte die Fässer mit frischem Wasser und fuhr weiter.

Am folgenden Tage zeigte sich wieder Land. Vom Ufer stieß ein Kahn ab und nahm die Richtung nach den Schiffen. Er war mit Indianern gefüllt, die neugierig die riesigen Fahrzeuge und die an Bord stehenden Männer mit der weißen Gesichtsfarbe betrachteten.

Danach gelangten die Seefahrer in den sogenannten Drachenschlund. Hier stürzt der an der Mündung meilenbreite Orinoko ins Meer, dessen Fluten sich emporbäumen, als wollten sie das Wasser des Flusses zurückdrängen. Turmhoch sprangen die Wellen empor und schleuderten des Kolumbus Schiffe wie Spielzeug hin und her. Zum Glück wehte ein starker Wind, der sie von dieser gefährlichen Stelle forttrug.

Bald ankerten die Schiffe im Meerbusen von Paria, der westlich von der Mündung des Orinoko zu finden ist. Die Küste war hier von wunderbarer Schönheit. Das Land war gut angebaut und mit freundlichen Wohnungen besetzt. Die Indianer waren von schlanker, schöner Gestalt und hatten langes, straffes Haar. Viele von ihnen trugen Schnüre mit Goldklümpchen oder kostbare Perlen. Sie waren sehr freundlich gegen Kolumbus und seine Gefährten und gaben ihren wertvollen Schmuck bereitwillig hin für eine Schelle oder einen Gegenstand von Messing.

Die teuren Perlen, welche, in die Schale einer Muschel eingeschlossen, auf dem Meeresboden liegen, waren hier in so großer Menge vorhanden, daß die Spanier drei Pfund für eine Schelle erhielten.

Die gewaltigen Fluten des Orinoko bestanden aus süßem Wasser. Daraus erkannte Kolumbus, daß der Orinoko nicht etwa ein Busen oder eine Meeresströmung, sondern ein Fluß sei. Eine solche Wassermenge kann aber nur ein Fluß von langem Laufe haben. Auf einer Insel, wo die Flüsse nur einen kurzen Lauf haben können, war ein solcher Strom nicht zu finden. Und so nahm Kolumbus ganz richtig an, daß er jetzt auf dem Festlande sei. Bald erkannte er auch, daß er sich nicht in Asien, sondern in einem Erdteile befinde, von dem man in Europa bis jetzt noch keine Ahnung gehabt. So schloß er denn: Hinter diesem Erd-

Eingeborene bringen Lebensmittel.

teile liegt ein Ozean und dahinter Ostindien. Will ich also auf dem Seewege nach Ostindien gelangen, so muß ich sehen, ob es hier in dem neuen Erdteile nicht eine Durchfahrt giebt für die Schiffe. — Diese Durchfahrt zu suchen, sparte sich Kolumbus für später auf. Denn die Unruhe trieb ihn jetzt nach Hispaniola. Dreißig Monate lang hatte er die Kolonie daselbst nicht mehr gesehen.

In der Ansiedlung auf Hispaniola herrschten erbärmliche Zustände. Bartolome hatte während des Kolumbus Abwesenheit mit Eifer den Oberbefehl geführt. Er hatte die Stadt San Domingo gegründet und

einen Kaziken unterworfen. Aber die Spanier mochten ihn nicht leiden und empörten sich gegen ihn. Das kam von ihrer Unzufriedenheit, weil sie nicht so schnell reich werden konnten, wie sie gehofft.

Krank am Fieber, von der Gicht gequält und halb erblindet, traf Kolumbus auf Hayti ein. Er machte die größten Anstrengungen, den Frieden wiederherzustellen. Dabei gab er den Aufständischen mehr Recht, als er hätte thun sollen. Doch anders wußte er die Empörung nicht zu dämpfen.

Schon schien es, als solle alles zur größten Zufriedenheit ablaufen. Der Streit war geschlichtet, große Mengen Goldes wurden gefunden. Kolumbus freute sich, sie nach Spanien schicken zu können. Dann konnte er den Herrschern zeigen, daß er Wort gehalten und große Reichtümer für Spanien erworben. Aber es sollte anders kommen.

Jedes Schiff, das nach Europa ging, brachte neue Anklagen gegen den Admiral. Man sagte, er sei ein eingebildeter, hochmütiger Mensch, kümmere sich wenig um Spanien und wolle sich ein eigenes Reich gründen. König Ferdinand, der überhaupt mißtrauisch war, glaubte sofort alles. Nur die edle, großmütige Isabella konnte nicht glauben, daß Kolumbus so schlecht sei. Aber endlich gelang es doch den Verleumdern, auch ihr Herz mit Abneigung gegen den Admiral zu erfüllen. Als Kolumbus einen Bericht über den Aufstand einschickte und um einen Richter bat, der die Sache untersuchen sollte, nahm man ihn beim Wort. Der Edelmann Francesco de Bobadilla wurde mit dem Auftrage nach Hayti geschickt, die Klagen zu untersuchen, die man gegen Kolumbus vorgebracht.

Bobadilla war ein heftiger, roher Mensch mit viel Eigendünkel und wenig Verstand. Statt alles ruhig und mit Überlegung zu prüfen, ließ er Kolumbus und dessen Brüder Bartolome und Diego sofort nach seiner Ankunft ergreifen und mit Ketten fesseln. Dann nahm er das Haus des Vizekönigs für sich in Beschlag und eignete sich das ganze Eigentum desselben an, Möbel, Waffen, Kleidungsstücke, Gold, Perlen und Edelsteine. Die Anklagen, welche man gegen den Admiral erhob, wurden angehört und zu Papier gebracht. Kolumbus aber durfte sich nicht verteidigen.

So war also der edle, fromme Kolumbus wie ein gemeiner Verbrecher mit Ketten gefesselt. Ein Schauder durchdrang alle, die den großen Mann in solcher Erniedrigung sahen. Er selbst aber trug die Schmach mit Ruhe und Ergebung. — Er wurde auf ein Schiff geführt, um nach Spanien gebracht zu werden. Der Befehlshaber des Schiffes hatte Mitleid mit ihm. Als sie auf hoher See waren, nahte er

sich ihm ehrfurchtsvoll und wollte ihm die Ketten abnehmen lassen. Aber Kolumbus sagte mit edlem Stolze: „Nein, die Majestäten haben mir befohlen, mich in alles zu fügen, was Bobadilla über mich verhängen würde. Ich trage sie so lange, bis die Herrscher selbst sie mir abnehmen lassen. Und ich will sie aufbewahren als ein Erinnerungszeichen an den Lohn, den ich für meine Dienste empfangen habe." — Später hat Kolumbus diese Ketten stets in seinem Zimmer hangen gehabt und seinem Sohne befohlen, sie ihm einstens mit in den Sarg zu geben. —

Die Kunde, daß der große Entdecker mit Ketten gefesselt angelangt sei, machte in Spanien das Mitleid für ihn rege. Ein Schrei des Entsetzens ging durch das ganze Land. Die Majestäten hatten übrigens diese schmachvolle Behandlung nicht gewollt. Isabella gab sofort den Befehl, die Gefangenen auf freien Fuß zu setzen und mit Auszeichnung zu behandeln. Und als der schwergekränkte Mann vor sie hintrat und ein bitteres Schluchzen aus seinem gequälten Herzen brach, da flossen auch ihre Thränen. Wie bitter bereute sie es jetzt, daß sie den Verleumdern Gehör geschenkt!

Mit wenigen Worten bewies Kolumbus seine Unschuld. Bobadilla wurde sofort abgesetzt, Kolumbus aber am königlichen Hofe mit Ehren überschüttet. Isabella versprach, ihn in alle seine Rechte wieder einzusetzen. Ferdinand dagegen war ihm im innersten Herzen noch immer feindlich gesinnt.

Eine Zeitlang lebte der große Mann jetzt in einem Franziskanerkloster. Eifriges Gebet brachte bald wieder Frieden in sein zerrissenes Gemüt. — Vor seiner Seele standen fortwährend die wundervollen Werke der göttlichen Allmacht, die er auf seinen Fahrten geschaut. Innig dankte er dem Herrn, daß er ihm vergönnt, diese Schönheiten mit seinen Augen zu erblicken. „Obgleich ich ein großer Sünder bin, hat das Mitleid und die Barmherzigkeit des Herrn, den ich stets angefleht, meine Fehler bedeckt und mich mit Güte überhäuft. Mein süßester Trost ist, daß ich mein Glück finden konnte in der Anschauung seiner wundervollen Werke." Welch gottesfürchtiger Sinn, welch tiefe Demut spricht aus diesen Worten, die der große Entdecker in der Stille des Klosters niederschrieb!

Aber sein gewaltiger Geist ließ ihn nicht rasten. Es trieb ihn zu neuen Entdeckungsfahrten. Er faßte den Plan, eine Reise um die ganze Welt zu machen und das heilige Grab zurückzukaufen, damit die Völker, denen er das Licht des Heiles bringen wollte, auch ungehindert am Grabe des göttlichen Heilandes beten könnten.

Pol. Tow. Geograficzne w Wilnie BIBLIOTEKA CENTRALNA

Vierte Entdeckungsfahrt. — Tod des Kolumbus.

Seine letzte Reise unternahm Kolumbus im Jahre 1502 mit vier Caravelen und 150 Mann. Er wollte die Durchfahrt aus dem Atlantischen in den Großen Ozean suchen. Denn noch immer hielt er seinen Plan fest, durch eine westliche Fahrt nach Ostindien zu gelangen.

Im Hafen der neugegründeten Stadt San Domingo auf Hayti wollte Kolumbus einlaufen; aber Ovando, der Befehlshaber der Stadt, verweigerte es ihm im Namen des Königs. — Im Hafen lag eine Flotte von 28 Fahrzeugen. Mit ihnen wollte Bobadilla die Heimreise antreten. Die dem Kolumbus entrissenen Sachen, sowie 800 000 Gulden, die er in kurzer Zeit von den armen Indianern erpreßt, führte er mit. Kolumbus riet den Spaniern, noch einige Tage im Hafen zu bleiben. Denn bald werde ein gewaltiger Sturm entstehen. Aber da das Wetter herrlich war, so spottete man über den alten, griesgrämigen Unglücksropheten, der nichts von der Sache verstehe. Die Flotte fuhr ab. Aber des Kolumbus Worte gingen schon nach zwei Tagen in Erfüllung. Ein schrecklicher Sturm riß 20 Schiffe in den Abgrund des Meeres. Bobadilla fand samt seinen erpreßten Reichtümern ein Grab in den Wellen. Auch viele andere Feinde des Admirals gingen zu Grunde.

Als die Kunde von dem Unglücke nach Spanien kam, erhielt Ovando von der Regierung einen Verweis, weil er trotz der Warnung des erfahrenen Kolumbus die Flotte hatte absegeln lassen. Auch wurde er getadelt, weil er dem Admiral den Zugang zum Hafen verwehrt hatte.

An der Küste von Honduras (Mittelamerika) fand Kolumbus eine schöne Insel, ganz mit hohen Fichten bedeckt. Er nannte sie Isla de Pinos, zu deutsch Fichteninsel. Hier sahen die Spanier ein großes indianisches Boot, das von 25 Mann gerudert wurde. Es war $2^1/_2$ m. breit, hatte eine große Kajüte und war gleichwohl aus einem einzigen Baumstamm gezimmert. Die Einwohner dieser Insel gingen nicht nackt, sondern waren mit Mänteln bekleidet. Sie hatten Äxte aus Kupfer, Schwerter aus scharf geschliffenem Steine, Geschirre aus Marmor. Als Geld gebrauchten sie die Kakaobohne, aus welcher heutzutage die Schokolade bereitet wird.

In der Hoffnung, die Durchfahrt nach dem Großen Ozean zu finden, segelte Kolumbus südlich an der Küste vorbei. Da wurden die Schiffe von einem fürchterlichen Sturme überrascht. Die Blitze zuckten, der Donner rollte mit schrecklichem Getöse, und der Regen floß in Strömen vom Himmel. Die Spanier glaubten, der Tag des jüngsten Gerichtes

sei gekommen. Kolumbus hatte auf seinen Fahrten schon viele Stürme mitgemacht, aber einen solchen noch nicht.

Nachdem der Sturm sich gelegt hatte, umsegelten die Spanier ein Kap. Sie nannten es Gracias a Dios (Gott sei Dank), weil Gott sie aus der Gefahr errettet hatte.

Danach landete Kolumbus auf einer schönen, fruchtbaren Insel. Er nannte sie Lahuerta (der Garten). Die Eingeborenen standen am Ufer und schwangen drohend ihre Waffen, um die Fremdlinge zurückzuweisen. Als diese aber furchtlos landeten, boten sie ihnen Gold an.

Bald mußte Kolumbus seine südliche Fahrt unterbrechen, denn der Holzwurm zernagte die Schiffswände. Die Seeleute wurden mürrisch und unzufrieden. Deshalb kehrte er zurück, ohne eine Durchfahrt gefunden zu haben.

Er fuhr jetzt in westlicher Richtung. Schreckliche Stürme wüteten. Die Blitze flammten durch die Nacht, der Regen strömte hernieder, als sei eine Sündflut im Anzuge. Die Lebensmittel auf den Schiffen waren verdorben. Die Matrosen mußten ihren Zwieback im Dunkeln essen, damit der Anblick der Würmer sie nicht ekle.

Am 17. Dezember landeten die Schiffe in einer Bucht. Hier sahen sie Wohnungen, auf Pfählen im Wasser erbaut. Da die Eingeborenen gegen Kleinigkeiten Stücke Gold hergaben, beschloß Kolumbus, das Land zu durchforschen und eine Kolonie zu gründen. Aber der Kazike Quibia sah nicht gern, daß die weißen Männer sich auf seinem Gebiete ansiedelten. Er faßte den Plan, sie in der Nacht zu überfallen und zu vernichten. Er hatte das alles recht schlau überlegt, aber die Spanier hörten doch davon. Der kühne und listige Diego Mendez, der dem Admiral treu ergeben war, ging selber zum Kaziken, der damals krank war. Diego gab sich als Arzt aus und erbot sich, Quibias Wunde zu heilen. So fand er denn Gelegenheit, den ganzen Plan zu entdecken. In der folgenden Nacht sollten die Spanier überfallen und niedergemetzelt werden. — Als Mendez das den Seefahrern mitteilte, ging der furchtlose Bartolome mit 74 Mann zum Hause des Kaziken. Er ließ die Begleiter in einiger Entfernung stehen. Nur fünf Mann, darunter Diego Mendez, gingen mit ihm bis dicht vor das Haus. Der Kazike wurde herausgerufen. Als er in der Thüre erschien, faßte Mendez ihn am Arme, als wolle er seine Wunde untersuchen. Ein Büchsenschuß fiel. Die entfernt stehenden Spanier stürzten herbei. Der Kazike wurde samt seiner Umgebung gefangen und auf einem Boote zu Kolumbus gebracht. Aber er entkam später und begann die Feindseligkeiten von neuem. So konnte denn die Kolonie nicht gegründet werden.

Das war ein großes Unglück; denn die Not der Seefahrer war entsetzlich. Die schlechten Lebensmittel hatten gefährliche Krankheiten unter ihnen erzeugt. Auch Kolumbus war krank. Da wurde er denn oft mißmutig und wollte fast verzweifeln. In einer solchen trüben Stunde war es ihm einst, als spreche eine Stimme in seinem Innern: „Von Kindheit an hat Gott dich gehütet. Er hat den Ruhm deines Namens verbreitet über den ganzen Erdkreis. Antworte: Wer hat dich so tief und so oft gekränkt, Gott oder die Menschen? — Aber fürchte dich nicht. Nichts geschieht ohne Gottes Willen.“ — Da weinte Kolumbus wegen seiner Mutlosigkeit, bat Gott um Verzeihung und versprach, ihm in allen Leiden zu vertrauen.

Und der Leiden sollten noch viele über ihn kommen. Auf hoher See wurde ein Schiff von dem Fraße der Holzwürmer so morsch, daß es auseinanderzufallen drohte. Die Mannschaft mußte es verlassen und auf die beiden anderen Schiffe aufgenommen werden. Als Kolumbus nach Jamaika gelangte, waren aber auch diese so beschädigt, daß sie nicht mehr zu gebrauchen waren.

So saßen denn die Seefahrer auf Jamaika und wußten nicht wegzukommen. Da unternahm der treue Diego Mendez im Verein mit dem Italiener Bartolome Fiesco ein kühnes Wagestück. Sie fuhren mit zwei gebrechlichen Kähnen, die sie selbst aus Baumstämmen gezimmert, nach der Insel Hayti. Nach einer schrecklichen Fahrt langten sie daselbst an. Sie baten Ovando, den Befehlshaber von San Domingo, um die Erlaubnis, ein Schiff kaufen zu dürfen. Ovando schlug ihre Bitte ab. Sieben Monate lang bettelte Mendez bei dem hartherzigen Manne. Da endlich nahmen sich die Priester der Sache an. Sie klagten auf öffentlicher Kanzel über die Unbarmherzigkeit Ovandos und drohten ihm mit dem Strafgerichte des Himmels. Da erst gab er nach.

Während dieser langen Zeit war Kolumbus in einer schrecklichen Lage. Seine Mannschaft empörte sich gegen ihn. Sämtliche gesunde Matrosen, 48 an der Zahl, kündigten dem fieberkranken Admiral den Gehorsam. Sie verließen auf indianischen Booten die Insel und versuchten, Hayti zu erreichen. Als ihnen das nicht gelang, kehrten sie zurück und trieben sich auf der Insel umher. Sie nahmen den armen Indianern ihre Lebensmittel mit Gewalt hinweg. „Der Admiral wird alles bezahlen,“ sagten sie mit höhnischem Lachen. „Will er es nicht, so schlagt ihn tot.“ Die Indianer waren erbittert über diese Behandlung. Aber sie ahnten nicht, daß Kolumbus unschuldig daran war. Sie brachten ihm und seinen Getreuen keine Lebensmittel mehr, so daß diese in Gefahr kamen, zu verhungern.

Acht Monate waren verflossen und die Not am höchsten gestiegen. Die Empörer beschlossen jetzt sogar, den Admiral zu ermorden. Schon war Tag und Stunde zu der Blutthat bestimmt. Er hatte keine Ahnung davon. Da landete ein Fahrzeug auf der Insel. Es kam von Hayti und brachte einige Lebensmittel. Ovando ließ dem Admiral mitteilen, er habe bisher kein passendes Schiff für ihn finden können. Bald aber werde er eins schicken.

Endlich, am 28. Juli, erschien das versprochene Fahrzeug. Wie freute sich der edle Mendez, daß er seinen geliebten Herrn gerettet hatte! Als die Königin Isabella seine Treue erfuhr, erhob sie ihn in den Adelstand.

Zwei Monate verweilte Kolumbus in San Domingo. Während dieser Zeit verkehrte er freundlich mit Ovando. Seine edle Seele konnte nicht lange zürnen. — Dann verließ er Hayti und trat den Heimweg an. Er sollte seine entdeckten Länder nicht mehr wiedersehen.

Nach einer stürmischen Fahrt langte er in der spanischen Hafenstadt Cadix (Gades) an. So arm war der Entdecker einer neuen Welt, daß er in einem Wirtshause auf Borg leben mußte. Noch immer hoffte er, seine frühere Stellung als Vizekönig wiederzuerhalten. Aber zum Unglück starb seine großmütige Beschützerin, die Königin Isabella. Als Kolumbus dies erfuhr, faßte ihn ein trostloser Jammer. Denn sie hatte ihn stets geehrt und Achtung vor ihm empfunden. Sie allein hatte ihn gegen die Angriffe seiner Feinde beschützt. Nur einmal hatte sie seinen Verleumdern geglaubt, aber später bittere Reuethränen darüber vergossen.

Kolumbus wandte sich an König Ferdinand, damit dieser ihm sein Gehalt auszahle. Auf dieses Gesuch erhielt er keine Antwort. Später bot ihm Ferdinand eine Grafschaft in Kastilien an. Stolz lehnte Kolumbus sie ab. Er verlangte nach der neuen Welt, die er aufgefunden. Nur dann konnte er seinen Lieblingsplan, die Befreiung des heiligen Grabes, verwirklichen. Aber Ferdinand hatte den Entschluß gefaßt, ihn nie mehr dortselbst als Statthalter einzusetzen.

Am 20. Mai 1506 starb Kolumbus, der große Seefahrer, der fromme, gläubige Christ, im 77. Jahre seines Lebens. Sein Leichnam wurde in das Gewand des 3. Ordens vom heiligen Franziskus gehüllt. Dieses Gewand hatte er sein ganzes Leben hindurch unter seiner Kleidung getragen. Franziskanermönche bestatteten ihn wehklagend.

Ferdinand ließ ihm einen Stein aufs Grab setzen mit der Inschrift:

Por Castilla y por Leon
Nuevo mundo hallo Colon.

(Für Kastilien und Leon entdeckte Kolumbus eine neue Welt.)

So endete der große Mann, welcher eine neue Welt entdeckt, in Armut und Verlassenheit. Heutzutage aber wird sein Verdienst von allen anerkannt. Denkmäler von ihm stehen in verschiedenen Städten. Den 400. Jahrestag seiner Entdeckung feierte im Jahre 1892 der ganze Erdkreis.

Die kleinen Entdecker.

Alonso de Ojeda. — Amerigo Vespucci.

Alonso de Ojeda, der kühne, listige Spanier, den wir auf der zweiten Fahrt des Kolumbus kennen gelernt, unternahm im Jahre 1499 eine Entdeckungsreise. Er wurde begleitet von Amerigo Vespucci, einem Edelmanne aus Italien. Mit zwei Caravelen verließen sie den Hafen von Cadix und gelangten bis zur Küste von Guyana im Nordosten von Südamerika. Von da steuerten sie südwärts und gelangten bis zur Mündung des Amazonenstromes. Doch die hier herrschenden Meeresströmungen (Äquatorialströme), die eine nordwestliche Richtung haben, hinderten das weitere Vordringen nach Süden. Sie wandten sich deshalb nordwestlich und berührten die Inseln Trinidad, Hayti und Cuba. Von Cuba aus kehrten sie nach Spanien zurück.

Amerigo Vespucci unternahm später mit einer portugiesischen Flotte eine Fahrt nach Brasilien. Danach erhielt er in Spanien das Amt eines Reichspiloten. Als solcher mußte er die Steuerleute prüfen und die Karten aller neuentdeckten Länder zeichnen. Er verfaßte eine Beschreibung des neuen Erdteiles, die ihm viel Ruhm eintrug. Man nannte sogar das neue Land nach ihm terra Americi, d. h. das Land des Amerigo. Daraus ist der Name Amerika entstanden. Richtiger wäre es allerdings gewesen, das Land nach dem Namen seines Entdeckers zu benennen.

Ojeda trat im Jahre 1509 im Verein mit dem reichen Ritter Diego de Nicuesa eine neue Reise an. Er hatte drei, sein Genosse Nicuesa sechs Schiffe. Der tüchtige, erfahrene Seemann Juan de la Cosa begleitete sie. Von ihm sagte man, die westindischen Meeresteile seien ihm so bekannt, wie die Zimmer seines Hauses.

In der Nähe von Cartagena an der Nordwestküste Südamerikas hatten die Spanier Kämpfe mit den Karaiben zu bestehen. Die Karaiben waren durch das Betragen der Spanier, die früher hier gelandet, erbittert und feindselig gestimmt worden. Sie waren gefährliche Gegner. Im

Kampfe schossen sie mit Pfeilen, deren Spitzen in ein starkes Gift getaucht waren. Wem ein solcher Pfeil auch nur die Haut ritzte, der wurde von Raserei und Tod befallen.

Eines Tages wagte sich Ojeda mit 70 Mann in das Innere des Landes. Juan de la Cosa hatte ihn gewarnt, jedoch den kühnen Ojeda schreckte keine Gefahr. Aber bald sollte es sich zeigen, daß Juan de la Cosa nicht mit Unrecht vor dem Zuge gewarnt. Ojeda verlor im Kampfe alle seine Gefährten bis auf einen. Auch Juan fiel. Als er sterbend am Boden lag, sagte er zu dem einen, der noch am Leben blieb: „Bruder, da Gott dich vor Leid geschützt hat, so entfliehe, und wenn du den Ojeda siehst, so bringe ihm meinen letzten Gruß und erzähle ihm mein Ende". — Ojeda selbst wurde von den Spaniern, die nicht am Kampfe teilgenommen, im Dickicht des Waldes gefunden. Er war vor Hunger und Ermüdung dem Tode nahe, unfähig, ein Wort zu sprechen. Sein Schild war mit 500 Pfeilen gespickt. Als er den Scheidegruß des wackern Juan vernahm, weinte er bittere Thränen. Für seine Rettung dankte er der Mutter Gottes und gelobte, im ersten indianischen Dorfe, das er erreiche, eine Kapelle zu erbauen; in derselben wollte er das Marienbild aufhängen, das er stets bei sich trug.

In einem späteren Kampfe wurde Ojeda durch einen vergifteten Pfeil verwundet. Er nahm ein glühendes Eisen und brannte die Wunde aus, ohne einen Schmerzensschrei auszustoßen.

Im Jahre 1515 starb Ojeda in San Domingo in großer Armut. Sein letzter Wunsch war, man möge ihn am Eingange der Franziskanerkirche bestatten, damit jeder, der in die Kirche gehe, sein Grab mit Füßen trete. So wollte er seinen Stolz sühnen, den er im Leben so oft gezeigt.

Vasco de Gama.

Die Nachrichten von den Entdeckungen des Kolumbus riefen bei den Portugiesen neuen Eifer hervor.

Der König Manuel der Glückliche schickte im Jahre 1497 vier Schiffe mit 400 Mann Besatzung aus. Sie sollten das Kap der guten Hoffnung umsegeln und Indien aufsuchen. An der Spitze dieses Unternehmens stand Vasco de Gama, ein tüchtiger Seemann, klugen Verstandes und kühnen, stolzen Sinnes. Die Nacht vor der Abfahrt

brachten die Seeleute in der Kirche zu, um den Segen Gottes zu erflehen.

Alle glaubten, die Schiffe würden nicht mehr zurückkehren. Aber die Fahrt ging glücklich von statten. Am 22. November wurde unter Paukenschlag und Trompetengeschmetter das Kap der guten Hoffnung umsegelt. Jetzt fuhr Vasco de Gama nordwärts, aber langsam und vorsichtig; denn an der Ostküste Afrikas waren die portugiesischen Schiffe noch nicht gewesen. Nachdem die Seefahrer zweimal gelandet, um sich mit Wasser und Lebensmitteln zu versehen, kamen sie im Monat März nach der Insel Mozambique. Die Einwohner der Insel waren Neger und Mauren. Sie wurden von einem Scheich, einem arabischen Häuptling, beherrscht. Der Scheich war anfangs freundlich. Er schickte Lebensmittel und besuchte die Portugiesen auf ihren Schiffen. Als er aber erkannte, daß sie Christen waren, wurde er ihnen feindlich gesinnt und suchte sie zu vertreiben. Aber die nie gehörten Kanonenschüsse jagten ihm solche Furcht ein, daß er um Frieden bat. Er gab den Portugiesen einen Lotsen mit, der den weitern Weg genau kannte und die Schiffe führen sollte.

Am 7. April kamen die Seefahrer nach der Stadt Mombaza. Hier war die Luft so gesund, das Wasser so vortrefflich, daß alle Kranken auf den Schiffen bald wiederhergestellt waren. — Die Stadt hatte einen großen Hafen. In diesem ankerten Handelsschiffe, die Waren aus Ostindien brachten.

Eine Woche später langten die Schiffe in der nördlicher gelegenen Stadt Malinda an. Der Scheich empfing die Portugiesen freundlich und schloß mit ihnen ein Bündnis. Die in der Stadt wohnenden Christen bereiteten ihren Glaubensbrüdern einen festlichen Empfang. Diese Christen waren aus Indien herübergekommen. Sie nannten sich Thomas-Christen, weil der heilige Thomas ihren Vorfahren das Evangelium gepredigt haben soll.

Von Malinda fuhr Vasco de Gama wieder in die hohe See. Nach einer Fahrt von 22 Tagen, am 24. April 1498, eines Sonntags, fuhren die Portugiesen in den Hafen der Stadt Kalikut ein. Kalikut liegt an der Westküste Vorderindiens.

So war also das langersehnte Ziel erreicht, der Seeweg nach Ostindien gefunden.

In Kalikut wohnten viele maurische Kaufleute. Sie ließen aus ganz Indien die kostbaren Stoffe und seltenen Gewürze nach Kalikut bringen und schickten sie dann auf ihren Schiffen durch das Rote Meer

bis nach Ägypten. Von hier wurden die Waren durch Karawanen nach der Küste des Mittelländischen Meeres gebracht und auf venetianische Schiffe geladen. Durch diesen langen Weg, namentlich durch das häufige Umladen, wurden die Waren sehr teuer. Die Mauren aber bereicherten sich daran. Sie sahen deshalb die portugiesischen Schiffe nicht gern kommen. Sie fürchteten Schaden für ihren Handel. Wenn die Portugiesen die Waren in Indien selbst kauften und dann auf dem neuen Seewege nach Europa brachten, konnten sie dieselben hier viel billiger verkaufen.

In Kalikut herrschte der Zamorin (Kaiser). Bald nach ihrer Ankunft wurden die Portugiesen vor ihn geführt. Vasco de Gama überreichte ihm das Sendschreiben seines Königs. Der Zamorin nahm die Fremden freundlich auf und versprach ihnen ein Freundschaftsbündnis. Aber die Mauren schilderten ihm die Portugiesen als verdächtige, gefährliche Leute, als Seeräuber, die gekommen seien, um sein Land auszukundschaften. Da beschloß der Zamorin, die Fremdlinge zu vernichten. Doch als er Vasco de Gama zur Rede stellte und dieser ihm furchtlos ins Auge blickte und die Verleumdungen zurückwies, ließ er von seinem Vorhaben ab. Aber das Bündnis kam trotzdem nicht zu stande. Die Portugiesen sollten ihre Schiffe mit Waren beladen und dann Kalikut schleunigst verlassen.

Am 23. August trat Vasco de Gama die Heimfahrt an. Durch ungünstige Winde wurde er fast drei Monate lang im Indischen Meere aufgehalten. Nach zweijähriger Abwesenheit kehrte er in die Heimat zurück. Zunächst brachte er neun Tage in der Kirche von Belem zu. Hier dankte er in innigem Gebete Gott dem Herrn, der ihm gnädig seinen Beistand gewährt. Dann hielt er seinen feierlichen Einzug in Lissabon. Der König überhäufte den Helden mit Ehren und Belohnungen. Er gab ihm den Titel Dom (Herr), machte ihn zum Admiral der indischen Meere, gab ihm ein hohes Jahrgehalt und ernannte ihn schließlich zum Grafen von Vidiqueira. Besser als Ferdinand von Spanien wußte Manuel seinen Dank zu bezeigen.

So war denn eine großartige Entdeckung gemacht worden, die ganz Europa mit Staunen erfüllte. Jahrhunderte hindurch ist der Seeweg nach Ostindien benutzt worden. Erst in unserer Zeit hat man den Weg noch bedeutend verkürzt. Die Landenge von Suez, welche Asien und Afrika verband, ist durchstochen worden. Durch diesen Kanal gelangen jetzt die Schiffe aus dem Mittelländischen Meere schnell und sicher nach Indien. —

Schon gleich nachdem Vasco de Gama Kalikut verlassen, begann der Zamorin seine Feindseligkeiten gegen die zurückgebliebenen Portugiesen. Manuel sandte noch mehrere Flotten dahin. Die Portugiesen kämpften mit großem Heldenmute. Der portugiesische Statthalter Affonso d' Albuquerque befestigte die Macht Portugals in Indien. Vor seinem Heldenmute beugten sich die indischen Fürsten. Sie schlossen Bündnisse mit den Portugiesen und zahlten ihnen Tribut. Das kleine Portugal aber wurde durch den Handel mit Ostindien reich und mächtig.

Vasco Nunnez de Balboa.

An der Entdeckungsfahrt des Spaniers Ojeda hatte sich auch Vasco Nunnez de Balboa beteiligt. Er war ein Mann von 35 Jahren, von niedriger Herkunft, aber von schöner, kräftiger Gestalt, einer der Tapfersten unter den Spaniern. Von ihm sagt ein Geschichtschreiber: „Sein Arm war der stärkste, seine Lanze die schwerste, sein Pfeil der sicherste; selbst sein Hund, der ihn in die Schlacht begleitete, der gewaltigste und klügste." — Balboas körperliche Vorzüge glichen den Eigenschaften seines Geistes. Er war thätig, wachsam und von durchdringendem Scharfsinne.

Die Ansiedler der Kolonie bei Cartagena wählten ihn zu ihrem Alkalden (Richter). Mit dieser Wahl waren jedoch nicht alle einverstanden. Einige ließen Diego de Nicuesa herbeiholen, weil sie ihn zum Alkalden haben wollten. Denn Nicuesa hatte ja mit Ojeda die Kolonien gegründet. Da er aber bei seiner Ankunft gleich mit Strenge auftrat, machte er sich verhaßt. Es entstand ein Aufstand, und man zwang ihn, nach Europa zurückzukehren.

Jetzt herrschte Balboa über die Kolonie, die etwa 300 Personen zählte. In kurzer Zeit unterwarf er die Indianerstämme auf der Landenge von Darien (zwischen Nord- und Südamerika). Die Indianer waren tapfer und kriegerisch. Sie schossen nicht, wie die Karaiben, mit vergifteten Pfeilen. Ihre Waffen waren Keulen, Wurfspieße und Schwerter von Feuerstein. Die Frauen trugen Mäntel von Baumwolle, die Männer waren unbekleidet. Die Weiber zogen mit den Männern in den Krieg und starben heldenmütig an ihrer Seite. Die Lüge wurde bei ihnen so verabscheut, daß sie vor Gericht keine Zeugen brauchten. — Sie beteten die Sonne und den Mond an. Sie glaubten, nur die Seelen der Kaziken und Adeligen seien unsterblich. Die Leichen der Kaziken wurden am Feuer gedörrt, mit goldenem Geschmeide und einer Feder-

krone geschmückt und dann in einer Totenkammer aufgehängt. Arme Leute wurden nicht beerdigt. Ihre Leichname warf man an öde Orte, wo sie von Würmern und Raubvögeln verzehrt wurden.

Die Spanier hätten sich hier durch Ackerbau reichlich ernähren können. Aber ihr Sinn stand nicht nach einem genügsamen, stillen Leben. Sie wollten Völker unterwerfen und Gold gewinnen.

Zuerst wurde der Häuptling Chima unterworfen. Balboa nahm seine Tochter zur Frau. Ein anderer Häuptling, der in einem von Steinmauern umgebenen Palaste wohnte, schloß ein Bündnis mit den Spaniern, nahm das Christentum an und schenkte ihnen Gold. Als sein Sohn sah, daß sie bei der Teilung in Streit gerieten, wies er nach Süden und sagte: „Ich will euch ein Land zeigen, wo ihr eure Gelüste befriedigen könnt. Dort ißt und trinkt man aus goldenen Gefäßen, und das Gold ist daselbst so billig, wie bei euch das Eisen. Aber ihr müßt in größerer Anzahl kommen, denn ihr habt dort mächtige Könige zu bekämpfen." Das war die erste Nachricht von dem Goldlande Peru. Balboa fühlte sich jetzt noch nicht stark genug, den Zug dahin anzutreten.

Von dem Sohne des Häuptlings erfuhren die Spanier auch, daß nach Westen hin ein Meer zu finden sei. Wir wissen, daß Kolumbus diesen Gedanken immer gehabt. Lange Zeit hatte er sich bemüht, eine Durchfahrt nach diesem Meere zu finden. Jetzt wurde seine Ansicht bestätigt. „Wenn ihr sechs Sonnen gegangen seid", sagte der Häuptlingssohn, „so könnt ihr dort auf jenem Bergkamme ein anderes Meer erblicken."

Balboa entschloß sich schnell, dorthin aufzubrechen. Er hatte 150 Spanier und 900 Indianer bei sich. Mit ihnen suchte er da durchzudringen wo die Landenge höchstens 70 km. breit ist. Noch heute ist dieser Weg außerordentlich schwierig, um so mehr damals, wo es galt, einen Urwald zu durchdringen, den noch nie eines Menschen Fuß betreten. In vier Tagen legten die Spanier noch nicht die Hälfte des Weges zurück.

Am 25. September 1513 war man dem Bergkamme ganz nahe gekommen. Die Indianer sagten, daß man jetzt bald das Meer sehen könne. Balboa ließ seine Schar Halt machen und schritt allein die Höhe hinan. Als er oben angekommen war, breitete sich vor ihm eine Ebene aus mit Wäldern, Grasflächen und Flüssen. In der Ferne aber glänzten die sonnenschimmernden Fluten des Großen Ozeans. Voll Staunen und Entzücken sank Balboa auf die Kniee. Er streckte seine Arme aus und dankte dem Herrn, der ihm vergönnt, diese wichtige Entdeckung zu machen. Dann winkte er die Seinigen herbei und sprach: „Seht hier, teure Freunde,

das Ziel eurer Wünsche, den Lohn für so viele Anstrengungen. Schon liegt es vor euch, das verheißene Meer und die Reiche, die es umschließt; euch gehören ihre Schätze, euch gehört der Ruhm, sie dem Szepter eures Königs und dem Lichte der wahren Religion zu unterwerfen."

Freudenthränen entstürzten den Augen der Spanier, und begeistert versprachen sie Balboa, ihm zu folgen, wohin er sie immer führe. Ein Priester, der bei dem Zuge war, stimmte den Lobgesang an: „Herr Gott, dich loben wir!" Da sanken alle nieder und stimmten ein.

So hatte denn Balboa erreicht, was dem großen Kolumbus zu erreichen nicht beschieden war. Das Meer war gefunden, das zu den Schätzen Indiens führte.

Die Spanier errichteten ein Kreuz aus Holz und schnitten den Namen ihres Königs in die Rinden der Bäume, um anzudeuten, daß hier Spanien und das Christentum die Herrschaft führen sollten. Auch das Meer nahm Balboa für König Ferdinand in Besitz. In voller Waffenrüstung, das Schwert in der Rechten, die Fahne mit dem Bildnisse der allerseligsten Jungfrau in der Linken, schritt er bis an die Kniee in die Meeresflut und rief mit lauter Stimme: „Es lebe der erhabene und große König von Kastilien. In seinem Namen nehme ich Besitz von diesen Meeren und Landen, und wenn irgend ein anderer Herrscher, er sei Christ oder Heide, sie für sich beanspruchen will, so bin ich bereit, Einspruch zu thun und die Rechte meines Königs zu verteidigen."

Bei der Rückkehr schlug Balboa einen andern Weg ein, um noch mehr Länder zu entdecken. Überall unterwarfen sich ihm die Kaziken willig; denn er verstand es, die Indianer zu behandeln. Wie sehr die Rothäute ihn ehrten, zeigt folgender Vorfall: Auf dem Wege nach dem Großen Ozean hatte Balboa einige kranke Spanier in einem indianischen Dorfe zurücklassen müssen. Jetzt bei der Rückkehr brachte ihm der Kazike die Gefährten gesund zurück. Er machte ihm dabei ein Geschenk von Gold und sprach: „Sieh, tapferster und mächtigster Häuptling, ich bringe dir deine Gefährten gesund und wohlbehalten zurück, wie sie mein Haus betreten. Möge er, welcher den Donner und den Blitz gemacht hat und uns die Früchte der Erde giebt, dich und die deinigen ferner bewahren."

Balboa hoffte, sein erfolgreicher Zug werde ihm Vergebung bringen dafür, daß er einst den rechtmäßigen Oberrichter vertrieben. Aber seine Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Als Ferdinand die Absetzung Nicuesas vernahm, sandte er Don Pedro Arias Davila, kurz Pedrarias genannt, als Statthalter nach Darien. Derselbe hielt mit großem Gepränge seinen Einzug in der Kolonie. Balboa empfing ihn ehrerbietig in einem schlichten

Kleide. Bei ihm standen seine tapfern Gefährten, die Kleidung abgetragen und dürftig, das Gesicht mit Narben bedeckt.

Schon gleich nach seiner Ankunft begann Pedrarias die Feindseligkeiten gegen Balboa, den er wegen seines Ruhmes beneidete. Er verhängte eine gerichtliche Untersuchung über ihn und seine Beamten. Aber er zeigte bald, daß er sich gar nicht zum Statthalter eignete. Er unternahm Züge gegen die Indianer, ordnete aber alles so ungeschickt an, daß die Spanier dem Hunger oder den Waffen der Eingeborenen unterlagen.

Inzwischen war ein Bote, den Balboa nach Europa geschickt, zum Könige von Spanien gekommen und hatte über die Auffindung des Großen Ozeans berichtet. Darüber war Ferdinand hocherfreut. Er ernannte Balboa zum Admiral der Südsee. Aber Pedrarias hielt das Sendschreiben des Königs zurück. Erst als der Bischof Quevedo diese Handlung auf öffentlicher Kanzel als eine Niederträchtigkeit bezeichnete, ließ er es Balboa zustellen.

Einen Titel hatte jetzt Balboa, aber noch immer keine Macht. Dieselbe blieb nach wie vor in den Händen Pedrarias. Als in den nächsten Tagen ein Schiff nahte, das Balboa selbst gekauft und mit dem er eine Entdeckungsfahrt nach Süden machen wollte, sah Pedrarias darin eine Verschwörung. Er ließ in der Wut Balboa einsperren. Auf die Vorstellungen des Bischofs Quevedo jedoch gab er ihn wieder frei. —

Im Golf von Panama, da, wo Balboa zuerst den Großen Ozean erblickt hatte, lag die Perleninsel. Gar viel hatten die Spanier vom Reichtum derselben gehört. Es hieß, dort seien sogar die Boote und Ruder mit Perlen besetzt. Allein damals war das Wetter zu stürmisch gewesen, und Balboa hatte den Besuch der Insel auf eine spätere Zeit verschoben. — Ein Verwandter Pedrarias, Gaspar Morales, unternahm jetzt einen Zug nach der Insel. Der Kazike derselben war wegen seiner Grausamkeit bekannt. Er suchte den Spaniern die Landung zu verwehren. Aber die Spanier störten sich nicht daran. Ihre großen Bluthunde und die Kugeln ihrer Gewehre trieben die Indianer in die Flucht. Der Kazike bat um Frieden. Er brachte ein ganzes Körbchen voll der größten und schönsten Perlen und erhielt dafür Beile und Schellen. Er sagte: „Diese Dinge kann ich gut gebrauchen. Was thue ich dagegen mit den Perlen? Seht hier vor euch das unendliche Meer. Die Inseln, welche rechts und links liegen, sind alle meiner Herrschaft unterworfen. Sie besitzen nur wenig Gold, aber sie sind reich an Perlen. Bleibt meine Freunde — und ihr sollt deren so viel bekommen, als ihr nur wünschen möget; denn ich achte eure Freundschaft höher als Perlen.“ Nachdem der Kazike

versprochen, die Oberhoheit des Königs von Spanien anzuerkennen und jährlich 100 Pfund Perlen zu liefern, zogen die Spanier ab. Aber nur wenige von ihnen erreichten die Kolonie von Darien. Die meisten gingen zu Grunde.

Balboa hatte sich unterdes gerüstet, um nach Süden zu fahren und neue Länder zu entdecken. An der Ostküste der Landenge wurden Balken behauen und von den Indianern nach der Westküste getragen, um dort zu Schiffen gezimmert zu werden.

Pedrarias Haß gegen Balboa flammte bald von neuem auf. Man hatte ihm gesagt, Balboa wolle ihn verdrängen. Der mißtrauische Mann war außer sich vor Wut. Aber nicht offen und ehrlich trat er Balboa entgegen. Durch Tücke und Hinterlist lockte er ihn zu sich. Er ließ Balboa bitten, zu einer Beratung zu kommen. Bei seinem Eintritte in das Haus des Statthalters wurde der nichts ahnende Balboa verhaftet. Wegen Hochverrates wurde er mit seinen Getreuen zum Tode verurteilt. Als Balboa das Urteil hörte, rief er: „Das ist falsch, mir kam ein solches Verbrechen niemals in den Sinn. Ich habe meinem Könige stets treu gedient und seine Herrschaft zu mehren getrachtet.“ — Aber was half es. Schutzlos war er dem Hasse des Statthalters preisgegeben. Der einzige Freund, der ihm hätte helfen können, war der Bischof Quevedo. Doch der weilte zum Unglück in Spanien.

Mit festem Schritte trat Balboa am Tage der Hinrichtung an den Richtblock heran. Ohne zu zittern, legte er sein Haupt darauf. Dann sauste das Schwert des Henkers durch die Luft — Balboa war nicht mehr. Dies geschah im Jahre 1517.

So endete einer der größten Männer, die je in Spanien gelebt. Durch Unrecht allerdings war er emporgekommen. Aber er hatte es tausendfach wieder gut gemacht durch seinen rastlosen Eifer, mit dem er das Christentum und die spanische Herrschaft in Amerika auszubreiten trachtete.

Die Entdeckung Mexikos. — Juan Ponce de Leon. — Fernandez de Cordoba. — Grijalva.

Bei den Spaniern ging die Sage, westlich von den Antillen liege das Land Bimini. In diesem sei eine Quelle von wunderbarer Kraft zu finden. Wer in ihr sich bade, der erhalte ewige Jugend und Schönheit, sei er auch noch so alt und häßlich. So viel des Wunderbaren hatten die Spanier schon in den neuen Ländern gefunden, daß sie auch diese

Sage für wahr hielten. Das Wunderland Bimini mit seiner Quelle zu finden, war jetzt das Streben der kühnen Entdecker.

Juan Ponce de Leon, Statthalter auf einer der westindischen Inseln, ein kluger und tapferer Krieger, unternahm eine Entdeckungsfahrt, um die Quelle zu finden. Denn er war ein alter Mann und sein Körper mit unzähligen Narben bedeckt. Jung und kräftig wollte er wieder werden und sich ewigen Ruhm als Entdecker erwerben. Er fuhr in westlicher Richtung und fand die Insel Boriquen (Portorico). Bei dem mächtigsten Kaziken der Insel fanden die Spanier freundliche Aufnahme. Als die Spanier ihn fragten, wo seine Reichtümer seien, zeigte er ihnen seine Felder, die in üppiger Pracht vor ihren Blicken lagen. Das nannte er seinen Reichtum. Aber die Spanier hatten Gold gemeint. Da führte er sie an zwei Flüsse, in deren Sande Goldkörner blinkten. Die auf dem Boden liegenden Kiesel schienen wie mit Gold geadert.

Dieser Goldreichtum gefiel den Spaniern. Ponce de Leon unterwarf die Insel und gab ihr den Namen Portorico. Die Indianer mußten für die Spanier harte Arbeit verrichten. Das brachte sie fast zur Verzweiflung. Wie gern hätten sie ihre Peiniger vertrieben, aber sie hielten dieselben für übernatürliche Wesen, die man nicht töten könne. Endlich beschloß ein Kazike, ihre Unsterblichkeit zu erproben. Seine Leute sollten einen jungen Spanier über einen Fluß tragen. Auf seinen Befehl mußten sie denselben so lange unter Wasser halten, bis er sich nicht mehr rührte. Dann zogen die Indianer seinen Leichnam ans Ufer und riefen ihm heulend Entschuldigungen zu. Sie hielten ihn nämlich noch immer nicht für tot. Erst nach drei Tagen, als der Leichnam zu verwesen anfing, erkannten sie, daß auch die Spanier sterblich seien. Das gab ihnen denn Mut zum Widerstande. Es entstand ein Aufruhr unter ihnen, und eines Tages wurden alle Spanier überfallen. Die Mehrzahl fiel unter den Streichen der erbitterten Wilden, viele wurden in ihren Häusern verbrannt. Mit einer kleinen Schar hielt sich Ponce de Leon in der Festung, die er erbaut hatte. Bald kam Verstärkung aus Hispaniola. In der Nacht wurde sie in die Festung eingelassen. Die Indianer merkten nichts davon. Am anderen Tage machte Ponce de Leon mit seiner frischen Streitkraft einen Ausfall. Als die Indianer die große Schar der Angreifer sahen, glaubten sie, die Getöteten seien alle wieder ins Leben zurückgekehrt. Da sank ihnen der Mut. Sie wurden im Kampfe geschlagen und neuerdings unterworfen. Jetzt aber wurde ihr Los noch schlimmer.

Der König von Spanien schickte einen anderen Statthalter nach Portorico, und Ponce de Leon ging wieder auf Entdeckungen aus. Noch

immer schwebte ihm die Wunderquelle des Landes Bimini vor. Am 2. April 1513 landete er an einer Halbinsel, die mit blühenden Bäumen und prächtigen Blumen bedeckt war. Er nannte sie deshalb Florida (Blumenland). Diesen Namen führt die Halbinsel noch heute. — Ponce de Leon fand auf Florida im Kampfe den Tod. —

Der Edelmann Fernandez de Cordoba landete im Jahre 1517 auf der Halbinsel Yukatan, die südlich von Florida liegt. Die Indianer daselbst verstanden die Sprache der Spanier nicht und antworteten auf alle ihre Fragen bloß: „Tectecan“ (ich kann dich nicht verstehen). Daraus soll der Name Yukatan entstanden sein. Die Spanier fanden auf der Halbinsel große, wohlgebaute Städte, prächtige Tempel, wohlgekleidete Menschen. Die Einwohner waren also höher gesittet wie die übrigen Indianer. Gleichwohl hatten sie große Freude an den wertlosen Spielzeugen der Spanier und gaben gern ihren Goldschmuck dafür. — An mehreren Stellen hatten die Spanier schwere Kämpfe zu bestehen. —

Velasquez, der Statthalter von Cuba, schickte seinen Neffen Grijalva mit einer größeren Flotte aus, um Florida, Yukatan und das Land, das dazwischen liegt, zu erforschen. In Yukatan wurde er freundlich empfangen. Bald gelangte er in das Gebiet von Mexiko. Hier wollten die Spanier bleiben und Gold von den Eingeborenen erhandeln. Aber Grijalva hatte den Befehl erhalten, die Küste zu untersuchen. Deshalb fuhr er weiter. Als Velasquez erfuhr, daß Grijalva so buchstäblich seinen Befehl ausgeführt, machte er ihm Vorwürfe. Grijalva nahm sich das so sehr zu Herzen, daß er starb. Ihm gebührt der Ruhm, Mexiko entdeckt zu haben.

Die Eroberung von Mexiko durch Ferdinand Cortez.

Mexiko ist wahrscheinlich schon viele hundert Jahre vor der Entdeckung Amerikas von christlichen Missionaren besucht worden. Denn obschon die Mexikaner Heiden waren, so war in ihrer Religion doch vieles, das an das Christentum erinnerte. —

Die Mexikaner verehrten drei Hauptgötter: Huitzilopotchli, den Gott des Krieges, Tetzcatlepoca, den Gott der Gerechtigkeit, und Quetzalcoatl, den Gott der Künste und Gewerbe. Außerdem glaubten sie noch an eine Menge Dämonen oder Geister. Unter ihnen ist merkwürdig die Schlangenjungfrau, von der die Menschen abstammen sollen, und durch welche die Sünde in die Welt gekommen sein soll. Sie ist also gleichsam die Eva der Mexikaner.

Neugeborenen Kindern wurden Lippen und Brust mit Wasser be-

sprengt, um die Sünde abzuwaschen und das Herz zu reinigen. Wer dächte da nicht an die Lehre von der Erbsünde und an die heilige Taufe?

Auch eine Art Beichte gab es bei ihnen. Diese Beichte wurde nur einmal im Leben und zwar erst im Alter abgelegt. Denn sie glaubten, eine Sünde, die man schon gebeichtet habe und nochmals begehe, könne nicht mehr vergeben werden. Nach abgelegtem Sündenbekenntnis betete der Priester: „O, barmherziger Gott, der du die Geheimnisse aller Herzen kennst, laß deine Verzeihung und Gnade herabträufeln. Du weißt, daß dieser arme Mensch nicht aus eigenem, freiem Willen gesündigt hat, sondern durch den Einfluß böser Geister."

Beim Feste des Huitzilopotchli fand eine Kommunion statt. Samenkörner und Maismehl wurden mit dem Blute geopferter Kinder zu einem Teig gemengt und ein Bild des Gottes daraus geformt. Dann schnitt der Priester dem Gotte das Herz aus und gab es dem Könige zu essen. Das übrige wurde unter das Volk verteilt.

Das Verwerflichste in der Religion der Mexikaner waren die Menschenopfer. Dem Huitzilopotchli wurden Menschen in großer Zahl geopfert. Als man seinen großen Tempel in Mexiko einweihte, sollen ihm zu Ehren 72000 Gefangene geschlachtet worden sein. Der Opferzug war vier Stunden lang.

Im Tempel des Gottes legte man den Gefangenen auf einen gewölbten Stein, so daß die Brust hervorragte, Kopf und Beine tiefer lagen. Fünf Priester hielten ihn fest. Dann trat in rotem Scharlachmantel der Oberpriester herzu, in der Hand das Opfermesser von Feuerstein. Er schnitt dem Opfer die Brust auf, riß das Herz heraus und hielt es zur Sonne empor. Dann warf er es dem Bilde des Gottes zu Füßen. Der Leichnam wurde zerstückelt und die Tempeltreppe herabgeworfen. Die Stücke wurden von dem Volke als Leckerbissen verspeist.

Auch dem Tetzcatlepoca wurden Menschenopfer dargebracht. Alljährlich wurde der schönste Gefangene mit prachtvollen Gewändern bekleidet und dem Volke als Gott vorgestellt. Knaben aus den edelsten Geschlechtern bedienten ihn, man huldigte ihm mit Weihrauch und wohlriechenden Blumen. Wenn er sich auf der Straße zeigte, fiel das Volk anbetend nieder. Am Ende des Jahres aber wurde er getötet.

Wenn auch die Mexikaner viel auf Anstand und Sitte hielten, wenn sie Ausschweifung und Unehrlichkeit mit dem Tode bestraften, so schrieen doch diese Menschenopfer zum Himmel, und es war Gottes Wille, daß dieses Kaiserreich zu Grunde gehe. —

Der Mann, der das große, mächtige Reich zu Fall gebracht, war Ferdinand Cortez, einer der kühnsten Menschen, die je auf Erden gelebt. Velasquez stellte ihn an die Spitze einer Flotte, damit er Mexiko erforschen solle. Schon nahte die Zeit der Abfahrt, als Velasquez ihm die Führung wieder abnehmen wollte. Als Cortez das erfuhr, segelte er still in der Nacht ab, obschon die Schiffe noch nicht ausgerüstet waren. Velasquez schäumte vor Wut, aber er konnte ihn nicht mehr zurückrufen.

Die Flotte bestand aus 11 Schiffen mit 100 Matrosen, 260 Indianern und 500 Soldaten, darunter 16 Reiter. Das Banner des Zuges zeigte ein rotes Kreuz mit der Unterschrift: „Freunde, laßt uns dem Kreuze folgen. In diesem Zeichen werden wir siegen, wenn wir gläubig sind."

Vor der Abfahrt hatte Cortez die Seinigen versammelt und eine Ansprache gehalten. Mit Begeisterung hatten sie gelauscht, als er zu ihnen gesprochen, der Mann mit der schlanken, muskelkräftigen Gestalt, dem bleichen Antlitz und den großen, dunklen Augen. „Große Dinge", hatte er gesagt, „werden nur durch große Anstrengungen vollbracht, und Ruhm war nie ein Lohn der Trägheit. Der Allmächtige hat die Spanier im Kampfe gegen die Ungläubigen nie verlassen. Er wird euch schützen, wenn ihr auch von einem Schwarm von Feinden umringt seid."

Am 21. April 1519 betraten die Spanier den Boden des mexikanischen Reiches. Schon nach einigen Tagen kam ein Häuptling, den Montezuma, der Kaiser von Mexiko, geschickt. Er brachte wertvolle Geschenke mit, unter anderm einen ganzen Korb voll goldener Schmucksachen. Er fragte die Fremden, woher sie kämen und was sie im Lande wollten. Cortez ließ Montezuma sagen, die Spanier seien die Unterthanen eines mächtigen Königs jenseits des Meeres. Dieser König (Karl V., später Kaiser von Deutschland) wünsche mit Mexiko in Verbindung zu treten.

Die Begleiter des Häuptlings zeichneten alles, was sie bei den Spaniern sahen, Schiffe, Pferde, Waffen, in Bildern auf. Montezuma hatte ihnen das befohlen.

Cortez wollte den Mexikanern schon sogleich einen Beweis seiner Macht geben und ließ seine Soldaten kriegerische Übungen machen. Wie erstaunten die Indianer. So etwas hatten sie noch nicht gesehen. Die meiste Verwunderung erregten die Reiter; denn in ihrem Lande gab es keine Pferde. Sie glaubten, Mann und Roß seien ein einziges Ge-

schöpf. Als nun gar die Kanonen donnerten, da meinten sie, es seien Teules (Götter) mit dem Donner zu ihnen gekommen.

Nach sieben Tagen kam die Antwort des Kaisers. Montezuma könne mit den Fremden nicht zusammenkommen, ließ er sagen, er ersuche sie, in ihre Heimat zurückzukehren. Gleichzeitig aber schickte er wieder Geschenke von solcher Pracht, daß die Spanier vor Entzücken außer sich waren. Die Abgesandten breiteten Matten über den Boden und legten Baumwollenzeuge darauf, feiner als Seide, auf das zierlichste gearbeitet und mit den herrlichsten Farben geschmückt, Schilde, mit Gold- und Silberplättchen belegt und mit Perlen besetzt, einen hölzernen Helm, mit Goldkörnern gefüllt, einen Helm aus purem Golde, mit köstlichen Edelsteinen geziert, Schuhe, mit Goldfäden genäht, die Sohlen ganz aus wertvollen Steinen gemacht, endlich zwei Scheiben, so groß wie Wagenräder, eine von Silber, die andere von Gold. Nicht zu zählen waren die kleineren Schmucksachen aus Gold, Perlen und Edelsteinen.

Montezuma glaubte, seine Freigebigkeit würde die Spanier veranlassen, seinen Wunsch zu erfüllen und heimzukehren. Aber er täuschte sich. Noch mehr solcher Reichtümer zu gewinnen, war jetzt ihr Wunsch. Cortez sagte: „Das ist ein reicher und mächtiger Fürst; aber es müßte hart hergehen, wenn wir ihm in seiner Hauptstadt keinen Besuch machten."

Nun ging's auf die Hauptstadt los. Zunächst wurde das Gebiet eines Kaziken betreten, der von Montezuma unterjocht worden war. Er beklagte sich bei Cortez bitter über den Kaiser. Denn jedes Jahr lasse dieser in seinem Gebiete eine Menge Jünglinge und Jungfrauen ergreifen, nach Mexiko bringen und daselbst den Göttern opfern. Cortez tröstete den Kaziken: „Wir sind Unterthanen des mächtigen Königs Karl, der uns ausgesandt hat, um überall das Unrecht gutzumachen und das Böse zu bestrafen. Vor allem aber sollen wir den Menschenopfern ein Ende machen."

Es war aber auch etwas Entsetzliches um diese Opfer. In allen Orten, durch welche die Spanier kamen, sahen sie Anzeichen davon. Die Wände und Altäre der Götzentempel troffen von frischem Menschenblute, ebenso die Opfersteine und die Messer aus Feuerstein. Den meisten Leichnamen fehlten Arme und Beine. Sie waren von den Indianern verspeist worden.

Die Spanier betrachteten diese Tempel mit Grauen und Entsetzen. Denn, wenn sie sich auch in der Hitze des Kampfes nicht scheuten, einen Gegner zu töten, so erfüllte sie doch der Gedanke daran, wie man mit kaltem Blute einem wehrlosen Gefangenen die Brust aufschnitt und das

noch zuckende Herz herausriß, mit wahrem Abscheu. Cortez sagte ihnen, daß Gott sie berufen habe, diese Greuel zu beenden. Und wenn auch zunächst die Habsucht sie trieb, das Land zu erobern, so hatten sie doch auch den Wunsch, den gräßlichen Menschenopfern ein Ende zu machen.

In der Republik Tlaskala hatte Cortez schwere Kämpfe zu bestehen. Diese Republik war allerdings den Mexikanern feind, wollte aber trotzdem von den Spaniern nichts wissen, weil sie Feinde der Götter seien. Die Tlaskalaner fragten ihre Priester, ob die Fremdlinge Menschen oder Götter seien. Diese antworteten, sie seien zwar keine Götter, wohl aber Kinder der Sonne. Vom Sonnenlichte empfingen sie ihre Stärke. In der Nacht könnten sie also leicht überwunden werden. Deshalb rieten sie zu einem nächtlichen Überfalle. Aber in diesem nächtlichen Kampfe wurden die Tlaskalaner geschlagen. Die Fremden waren also Teules. Die Tlaskalaner schlossen nunmehr ein Bündnis mit ihnen und hielten es treu.

Die Spanier erstaunten, als sie in die Hauptstadt von Tlaskala einzogen. Denn sie erblickten eine große, schöne Stadt mit steinernen Häusern. Inmitten der Stadt war ein großer Platz, auf welchem täglich Markt gehalten wurde. 30 000 Menschen kamen dabei zusammen. Es gab da Barbierstuben, Badeanstalten, kurz alles, was man auch in einer europäischen Stadt fand.

Drei Wochen blieb Cortez in dem schönen Tlaskala. Dann zog er weiter. 6000 Tlaskalaner schlossen sich ihm freiwillig an.

Schon waren die Spanier der mexikanischen Hauptstadt nahe gekommen. Wieder kamen Gesandte mit reichen Geschenken. Montezuma ließ die Fremden noch einmal bitten, das Land zu verlassen. Alle seine Einwohner seien unter Waffen, um ihnen den Eintritt in die Stadt zu verwehren. Auch habe die Stadt nicht Lebensmittel genug für die Spanier.

Aber Cortez ließ sich nicht zurückhalten. Er ließ Montezuma sagen: „So nahe an der Hauptstadt darf ich nicht zurückkehren. Ich darf sonst meinem Könige nicht mehr unter die Augen kommen. Der Mangel an Lebensmitteln hindert uns nicht, denn wir sind mit wenigem zufrieden. Die Waffen der Mexikaner aber fürchten wir nicht."

Da endlich gab Montezuma nach. Er schickte eine neue Gesandtschaft und ließ die Teules bitten, in die Hauptstadt zu kommen. In schnellem Marsche zogen diese jetzt über die breite Brücke, welche nach der Stadt führte. Wie staunten sie über die Menge der Städte und Dörfer rechts und links von der Brücke, über die Schönheit und Frucht-

barkeit des Landes. Bernal Diaz, ein Hauptmann aus der Schar des Cortez, hat später seine Erlebnisse in Mexiko niedergeschrieben. Er sagt über diesen Zug nach der Hauptstadt: „Unsere Verwunderung stieg in der That aufs höchste. Denn stolz und herrlich stiegen die Türme, die Tempel und Häuser der Stadt empor. Manche unserer Leute behaupteten, daß alles nur ein Traumgesicht sei. Und das Staunen stieg mit jeder Stunde. Ich glaube, daß noch nie Länder von solcher Herrlichkeit entdeckt worden sind. Nicht minder groß war das Staunen der Mexikaner. Die Brücke war nicht breit genug, die Menge der Menschen zu fassen. Außerdem sah man alle Türme und Tempel mit Zuschauern erfüllt, und der ganze See war voll von Fahrzeugen, die mit Neugierigen bedeckt waren. Wer wollte sich auch darüber wundern, da die Mexikaner Leute unserer Art und Pferde noch nie gesehen hatten."

Vor der Stadt machten die Spanier Halt. „Montezuma kommt", hieß es.

Von Fürsten auf einem kostbaren Sessel getragen, nahte sich der Herrscher von Mexiko. Er war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, hochgewachsen, von schöner Gestalt, von ziemlich heller Gesichtsfarbe, mit schwarzem Haar und dünnem Barte. Seine Kleidung übertraf an Kostbarkeit jede Vorstellung. Seine Schuhe hatten Sohlen von reinem Golde und waren mit funkelnden Edelsteinen besetzt.

Die Träger hielten still. Tücher wurden über den Boden gebreitet, damit des Kaisers Fuß die Erde nicht berühre. Alle Eingeborenen hielten ehrfurchtsvoll die Augen gesenkt. Montezuma erhob sich und schritt auf Cortez zu. Dieser sprang rasch vom Pferde und ging ihm freundlich, aber mit stolz erhobenem Haupte entgegen. Nach einer kurzen Unterredung bestieg Montezuma wieder seinen Sessel und entfernte sich.

Die Spanier aber zogen mit fliegenden Fahnen und schallender Musik in die Stadt ein. Hier wies man ihnen ein großes, steinernes Gebäude als Wohnung an. Am Eingange des Palastes stand Montezuma. Er führte Cortez in die Gemächer und schenkte ihm ein schweres, kunstvoll gearbeitetes Halsband von Gold. „Dieser Palast gehört dir und deinen Brüdern," sagte er, „thut hier, als wäret ihr in eurem eignen Hause, und ruht euch aus von euren Beschwerden." Dann ließ er in den großen Sälen Feuer anzünden und ein üppiges Mahl auftischen.

Nach dem Essen erzählte er Cortez folgendes: „Durch alte Urkunden wissen wir, daß wir keine Eingeborenen dieses Landes sind. Unser Geschlecht wurde in uralter Zeit durch einen Herrscher hieher geführt. Dieser Herrscher zog bald darauf wieder in unser Geburtsland zurück. Aber

wir haben eine Weissagung, daß seine Nachkommen uns dereinst hier aufsuchen werden. Ich zweifle nicht, daß euer König Karl ein Nachkomme jenes Herrschers ist. Er ist also unser rechtmäßiger Herr, und du kannst versichert sein, daß ich dich als seinen Stellvertreter ehren werde. Du magst daher nach Willkür in meinem Lande befehlen, es soll gehorcht werden." — So sehr hatte Montezuma die Furcht vor den vermeintlichen Göttern ergriffen, daß er sich ihnen sofort unterwarf.

Nach einer kurzen Pause fuhr der Kaiser fort: „Ich weiß, man hat dir gesagt, ich besäße Häuser mit Wänden von Gold, und die Teppiche meiner Fußböden und alle Geräte seien gleichfalls von Gold, und ich erhöbe mich zu einem Gott. Nun, ihr seht, daß die Häuser von Stein, Kalk und Lehm sind." Darauf lüftete er sein Gewand, zeigte seinen bloßen Leib und sagte: „Hier seht ihr auch, daß ich kein Gott, sondern ein Mensch mit Fleisch und Blut bin."

Am folgenden Tage besuchte Cortez den Kaiser in seinem Palaste. Dieser Palast hatte 20 Thore, 3 große Höfe, eine Menge großer Säle und 100 Zimmer von 8 m. Länge und Breite. Die Wände waren mit kostbaren geschliffenen Steinen, wie Marmor, Jaspis und Porphyr, bedeckt, das Holzwerk von Cedern. Im Thronsaale war alles mit Gold und Silber überzogen und mit leuchtenden Edelsteinen wie übersät.

Montezuma ließ Cortez und seine Begleiter an seiner Tafel speisen. Er selbst saß allein hinter einer vergoldeten Wand, damit man ihn nicht essen sehen sollte. Nach dem Mahle rauchte er Tabak aus schön bemalten Röhren.

Am vierten Tage führte Montezuma Cortez in den Tempel. Beim Anblicke der Götzen, des Opfersteines, der Schlachtmesser und der umherliegenden Menschenherzen konnte Cortez seinen Abscheu nicht verbergen: „Wie ist es möglich, daß ein so reicher Herrscher noch nicht auf den Gedanken gekommen, daß diese Götzen nur böse Geister sind, die man Teufel nennt." Montezuma entgegnete: „Ich hätte dir meine Götter nicht gezeigt, wenn ich eine solche Schmähredе erwartet hätte. In unsern Augen sind es gute Götter, sie verleihen uns Leben und Gedeihen, Wasser und gute Ernten und Siege, wenn wir sie darum bitten. Ich bitte dich, kein Wort mehr davon zu sprechen."

Bald erhielten die Spanier die Nachricht, ein Statthalter des mexikanischen Kaisers habe einige Spanier in seinem Gebiete töten lassen. Da wurde denn die Angst groß. Wenn Montezuma ihnen feindlich gesinnt war, dann konnte er sie verderben. Er brauchte bloß die Brücke abbrechen zu lassen, die nach der Stadt führte, dann waren die Spanier gefangen.

Nur Cortez verzagte nicht. Er befahl den Seinigen, die Nacht im Gebete zuzubringen. Er selbst aber ging bis gegen Morgen in seinem Zimmer auf und ab. Endlich hatte er seinen Plan gefaßt. Bei Tagesanbruch stellte er seine Schar kampfbereit auf. Dann ging er mit fünf der kaltblütigsten Offiziere und dreißig Soldaten zum Palast Montezumas. Er beklagte sich hier über den Statthalter. Montezuma versicherte, das sei ohne sein Wissen geschehen. Er gab augenblicklich den Befehl, den Statthalter gefangen zu nehmen. Aber Cortez gab sich damit noch nicht zufrieden. Er sagte: „Des Friedens wegen müßt ihr ein Opfer bringen, und ohne Widerstreben mit uns in unser Quartier gehen und dort Wohnung nehmen; ihr werdet die nämliche Bedienung und dieselbe ehrfurchtsvolle Behandlung finden, wie in eurem eignen Palast. Ich verhehle euch aber nicht, daß wir euch in dem Augenblick, wo ihr den geringsten Lärm macht oder nach euren Leuten ruft, niederstoßen werden."

Montezuma wurde bleich wie der Tod. Dann aber flammte Zornesröte in seinem Gesichte auf, und er rief: „Wann hat man je gehört, daß ein so großer Fürst wie ich freiwillig seinen Palast verlassen hat, um ein Gefangener in den Händen von Feinden zu werden? Wenn ich auch in eine solche Erniedrigung willigte, meine Unterthanen würden es nicht geschehen lassen." — Cortez aber blieb unbeugsam. Die Spanier wurden ungeduldig und riefen: „Wozu der vielen Worte! Entweder geht er freiwillig mit oder wir stoßen ihn nieder." Da begann Montezuma für sein Leben zu fürchten. In seinem Sessel ließ er sich zu dem Hause der Spanier tragen. Das Volk wollte ihn befreien; er aber befahl ihnen, auseinanderzugehen. So sehr fürchtete er den mutigen Cortez.

Jetzt brauchten die Spanier nicht mehr so sehr die Feindseligkeiten der Mexikaner zu fürchten. Denn sie hatten ja ihren Herrscher in der Gewalt.

Indes wurde der Statthalter, der die Spanier getötet, mit seinen Helfershelfern nach Mexiko gebracht. Sie gestanden, daß Montezuma ihnen den Befehl gegeben, die Christen zu ermorden. Cortez wollte die Mexikaner vor weiteren Gewaltthaten abschrecken. Er ließ deshalb die Übelthäter vor dem spanischen Quartiere verbrennen. Dem Kaiser aber legte er Fesseln an, damit auch er gestraft werde. Nach der Hinrichtung nahm er sie ihm wieder ab.

Bald verlangte Cortez, daß die Spanier ihren Gottesdienst öffentlich abhalten dürften. Der Kaiser bat ihn, er möge von dem Begehren ablassen: „Warum willst du die Dinge zum äußersten treiben? Die Götter werden zürnen, und mein Volk wird sich empören." Cortez war wieder unerbittlich.

So wurde denn einer der Tempeltürme den Christen eingeräumt. Das Volk war darüber erzürnt. Montezuma bat Cortez, das Land zu verlassen, denn er vermöge sie nicht zu schützen. Cortez versprach es, blieb aber doch noch.

Da kam unerwartet die Nachricht, der Spanier Narvaez sei mit einem Heere von 900 Mann gelandet, um im Auftrage des Statthalters Velasquez Cortez gefangen zu nehmen. Jetzt war die Gefahr groß; denn wenn die Mexikaner merkten, daß die Neuangekommenen dem Cortez feindlich gesinnt waren, dann wurde es ihnen um so leichter, ihn zu vertreiben.

Cortez faßte wieder einen kühnen Entschluß. Er ließ Pedro de Alvarado mit 140 Mann und sämtlichen Kanonen in der Hauptstadt zurück. Er trug ihm auf, Montezuma nicht entwischen zu lassen, im übrigen aber die Mexikaner nicht zu reizen. Dann ging er selbst mit bloß 70 Soldaten Narvaez entgegen. Unterwegs zog er Verstärkungen an sich und verfügte über eine Schar von 250 Mann. Narvaez hatte hochmütig gesagt: „Ich werde dem Empörer die Ohren abschneiden und mir zum Frühstück braten lassen.“ Da war der Prahler aber an den Unrichtigen geraten. Nachdem Cortez versucht hatte, zu unterhandeln, griff er in einer finstern, stürmischen Nacht das feindliche Lager an. Und so schnell, so sicher ging alles von statten, daß im ganzen nur 18 Mann getötet wurden. Das ganze feindliche Heer ging zu ihm über. Narvaez wurde gefesselt vor Cortez gebracht. Sein Hochmut war noch nicht gebrochen. Er sagte: „Ihr könnt froh sein, daß ihr nicht in meine Hände geraten seid.“ Cortez aber entgegnete mit kalter Verachtung: „Der Sieg über euch war nur eine Kleinigkeit.“

Die Siegesfreude wurde bald durch traurige Nachrichten aus der Hauptstadt gestört. Alvarado hatte bei einem heidnischen Opferfeste die versammelten Adeligen plötzlich überfallen und erbarmungslos niederhauen lassen. Die Nachricht von dieser Blutthat verbreitete sich blitzschnell durch die Stadt. In rasender Wut erhob sich das Volk gegen die Fremdlinge. Montezuma rief ihnen von der Zinne des Palastes zu, sie sollten die Spanier in Ruhe lassen. Da stellten sie den Kampf ein, warfen aber Verschanzungen rings um den Palast auf, um die Spanier durch Hunger zu vertreiben.

Augenblicklich brach Cortez gegen Mexiko auf. Als er Alvarado sah, fuhr er ihn an: „Euer Benehmen war das eines Verrückten.“ Dann ermahnte er Montezuma: „Befehlet eurem Volke, den Palast wieder freizugeben, sonst werden die Spanier es zum Schaden desselben bewirken“. Montezuma schickte seinen Bruder zum Volke, damit er es zum Frieden

bewege. Der aber stellte sich an die Spitze der Mexikaner und führte sie zum Kampfe gegen den Palast.

Vom Haupttempel herab ertönte das dumpfe Rollen der Riesentrommel, und in unzähligen Massen wogten die Mexikaner heran. Ein gellender Pfiff gab ihnen das Zeichen zum Angriff. Eine Wolke von Steinen, Pfeilen und Speeren flog gegen die Spanier. Wohl schlugen die Kugeln in die Reihen der Indianer und brachten Tod und Verderben. Aber es waren ihrer zu viele. — So verging der erste Tag. Am folgenden Morgen griffen die Indianer wieder an, Cortez ließ die Thore des Palastes öffnen, und seine Reiter brachen wie der Sturmwind in die Feinde. Aber viele Spanier wurden erschlagen, viele gefangen und zum Opferaltare geschleppt.

Am dritten Tage forderte Cortez von Montezuma, daß er sein Volk zum Frieden ermahne. Montezuma hüllte sich in seine königlichen Gewänder und stieg auf den Turm des Palastes. Die tobende Menge wurde stumm und sank ehrfurchtsvoll auf die Kniee beim Anblick des Kaisers, der also sprach: „Warum sehe ich mein Volk hier in Waffen gegen den Palast meiner Väter? Glaubt ihr, ich sei ein Gefangener? Ihr irrt euch, ich bin kein Gefangener, die Fremden sind meine Freunde. So kehrt denn nach Hause zurück und legt eure Waffen nieder."

Als Montezuma die Spanier seine Freunde nannte, da wich ihre Ehrfurcht, und ihre Wut kannte keine Grenzen. „Niederträchtiger," schrieen sie, „Weib, Feigling; die weißen Männer haben dich zu einem Weibe gemacht, das nur zum Spinnen taugt." Ein Hagel von Steinen flog nach ihm. Zum Tode verwundet, stürzte er zu Boden. Als er aus seiner Betäubung erwachte, riß er die Verbände von seinen Wunden. Er wollte nicht länger leben. Pater Olmedo wollte ihn noch im Augenblicke des Todes zum Christentume bekehren, er aber sagte: „Ich habe nur noch einige Augenblicke zu leben und will in dieser Stunde dem Glauben meiner Väter nicht untreu werden."

Nachdem der Kaiser von seinem Volke verwundet worden, unternahm Cortez einen Sturm auf den nahen Tempel des Huitzilopotchli. Mit der linken Hand konnte er den Schild nicht halten, weil sie verwundet war. Deshalb ließ er sich den Schild an den Arm festbinden. Dann stellte er sich an die Spitze der Tapfersten und drang bis an den Tempelturm Die Mehrzahl ließ er unten stehen. Er aber eilte mit einigen die Treppe herauf bis zur Plattform des Turmes. Hier kämpfte er mit einer Tapferkeit ohnegleichen. Wer in den Bereich seines Schwertes kam, war verloren. Zwei riesengroße Mexikaner warfen sich auf ihn und

wollten ihn vom Turme stürzen. Er aber entriß sich mit seiner gewaltigen Kraft ihrer Umschlingung, faßte einen um den Leib, hob ihn wie eine Feder hoch empor und schmetterte ihn in die Tiefe. — Nach Beendigung des Kampfes war die ganze Besatzung getötet.

Aber trotz dieser Niederlage gaben die Mexikaner nicht nach. Hunger und Krankheiten mußten ja doch endlich die Spanier in ihre Hände liefern. Da beschloß Cortez, in aller Stille die Stadt zu verlassen.

In einer dunklen, regnerischen Nacht zogen die Spanier ab. Die Brücke, die zur Stadt führte, war von den Mexikanern an drei Stellen abgebrochen worden. Deshalb hatten die Spanier eine tragbare Brücke mitgenommen. Schon war mit Hilfe derselben die erste Lücke glücklich überschritten, da ertönte plötzlich der Ruf: „Auf! Mexikaner, heraus mit euren Kähnen, die Teules wollen sich davonmachen. Schneidet ihnen den Weg über die Brücken ab.“ Und plötzlich waren die Spanier von Feinden umringt. Der ganze See war mit Kähnen bedeckt. Da entstand eine schreckliche Verwirrung. Die Hinteren drängten nach vorn, die tragbare Brücke konnte in die zweite Lücke nicht eingesetzt werden, und so stürzten viele ins Wasser. Der Hauptmann Bernal Diaz erzählt über diese schreckliche Nacht: „Von allen Seiten fiel der Feind unbarmherzig über uns her, viele der Unsrigen ertranken, und eine nicht geringere Anzahl von denen, die nicht schwimmen konnten, wurde von den Kähnen eingeholt und gefangen fortgeschleppt. Es war herzzerreißend, diese Szene des Jammers anzusehen, das Wehklagen und Hilfegeschrei zu hören. ‚Zu Hilfe! ich ertrinke!‘ schrie einer. ‚Helfet mir, sie bringen mich um!‘ rief ein anderer.“

Am Morgen gelangte nur ein kleiner Rest der Spanier über die Trümmer und Leichen, welche die dritte Lücke ausfüllten, ans feste Land. — Das war la noche de la desolacion, die Nacht der Trübsal.

Kaum hatten die Spanier sich geordnet, so zogen sie weiter. Bald stießen sie auf ein großes mexikanisches Heer. Cortez verlor auch jetzt noch nicht den Mut. Den Reitern befahl er, mit verhängtem Zügel in die feindlichen Reihen zu sprengen. Das Fußvolk sollte bloß die Anführer aufs Korn nehmen.

Mit dem Schlachtrufe: „San Jago! San Jago!“ stürzten die Spanier auf die Feinde. Ein schreckliches Gemetzel begann. Die Spanier kämpften mit wunderbarer Tapferkeit. Aber was vermochten sie gegen die Überzahl. Schon fünf Stunden dauerte das Blutbad, und noch immer sah man nicht, daß der Feinde weniger geworden. Dumpfe Verzweiflung erfaßte die Spanier. Da erblickte Cortez den feindlichen Feldherrn,

der das Banner trug. War das Banner verloren, dann wurden die abergläubischen Mexikaner mutlos. Das wußte Cortez. Und er schrie: „Auf! Kameraden, mit dem müssen wir anbinden!“ Dann gab er seinem Rosse die Sporen. Wie ein Pfeil flog er dahin, die Lanze in der erhobenen Rechten. Und dann ein wuchtiger Stoß, ein Todesschrei! Der Feldherr sank von seinem Tragsessel. Cortez aber schwang mit hellem Jubelruf das Banner durch die Luft. Die Mexikaner wurden von blinder Furcht ergriffen. Sie flohen so eilig, daß einer den andern niedertrat. Ihnen nach jagten die spanischen Reiter.

In Tlaskala wurde Cortez freundlich empfangen. Nachdem er hier einige Zeit verweilt, unternahm er einen neuen Zug gegen Mexiko. Er ließ im Gebirge 13 Schiffe herstellen. Mit diesen sollten die mexikanischen Kähne zertrümmert werden. Durch Verstärkung war sein Heer auf 900 Mann angewachsen. Außerdem sammelte er von den Stämmen, die den Mexikanern feindlich gesinnt waren, 50000 Indianer um sich.

Am 28. April 1521 begann die Belagerung. Zunächst begann der Kampf auf dem See. Mit rasender Schnelligkeit rannten die spanischen Schiffe gegen die feindlichen Kähne und bohrten sie in den Grund. Bald war der ganze See mit Trümmern und Leichen bedeckt.

Nun wurde die Brücke besetzt. Drei Monate lang wurde Tag und Nacht gekämpft. Einmal drangen die Spanier weit in die Stadt vor. Dabei wurden vierzig gefangen und sogleich den Göttern geopfert. Cortez und die Seinigen hörten mit Schaudern den dumpfen Ton der Riesentrommel. Und mit eignen Augen mußten sie sehen, wie man ihre Brüder zum Opfersteine schleppte, einem nach dem andern die Brust aufschnitt, das Herz herausriß und den Leichnam zerstückelte. Sie konnten den Armen nicht helfen, aber sie schwuren schreckliche Rache.

Not und Elend waren in der Stadt aufs höchste gestiegen. Aber der Kaiser Guatemozin, der Nachfolger Montezumas, wollte nichts von Unterwerfung wissen. Da gab Cortez den Befehl zu einer entscheidenden Schlacht. Die Spanier waren menschlich, aber die mit ihnen verbündeten Indianer gebärdeten sich wie Rasende. Sie schonten nicht einmal der Weiber und Kinder, obschon Cortez es streng verboten hatte, sich an Wehrlosen zu vergreifen. 40000 Menschen sollen an diesem Tage gefallen sein.

Während des Kampfes wollte Guatemozin entfliehen. Er wurde aber von den Spaniern gefangen genommen. Jetzt gaben die Mexikaner jeglichen Widerstand auf. Die Stadt wurde besetzt und den Einwohnern freier Abzug gewährt.

Vom Kaiser Karl wurde Cortez zum Statthalter, Oberrichter und

Oberbefehlshaber in dem eroberten Lande ernannt. Er gründete Städte und Dörfer, rief Ansiedler herbei und ließ europäische Gewächse anpflanzen. Auch ließ er zwölf Franziskanermönche nach Mexiko kommen.

Leider dürfen wir einer schmachvollen That nicht vergessen, welcher Cortez sich schuldig gemacht hat. Er ließ den gefangenen Kaiser Guatemozin hinrichten, weil ein Indianer Cortez mitgeteilt, er wolle eine Verschwörung gegen die Spanier anzetteln.

Nachdem Cortez noch viele Kämpfe geführt, Entdeckungsfahrten unternommen hatte und zweimal nach Spanien gereist war, starb er in der Nähe der spanischen Stadt Sevilla den 2. Dezember 1547 am Fieber. Mit ihm endete einer der größten Helden der Weltgeschichte. Ihm gebührt der Ruhm, die abscheulichen Menschenopfer und viele andere Laster und Greuel abgeschafft und die Heiden an ein gesittetes Leben, an Zucht und Ordnung gewöhnt zu haben. Ackerbau und Gewerbe hoben sich in Mexiko. Die Indianer wurden in Handwerken, Künsten und Wissenschaften ausgebildet wie die Spanier. Die erhabenen Lehren der christlichen Religion brachten Licht und Leben in die trostlose Nacht des Heidentums. Wo einst der Verzweiflungsschrei der Opfer und das Lustgeheul der Götzenpriester ertönt waren, vernahm man jetzt kirchliche Lobgesänge.

Gott hatte den himmelschreienden Lastern ein Ende gemacht. Das Werkzeug in seiner Hand war der kühne, glaubenseifrige Cortez.

Fernao del Magalhaes. — Erste Weltumsegelung.

Im Jahre 1517 erschien bei Karl V. der Portugiese Fernao del Magalhaes und machte sich erbötig, die Erde zu umsegeln. Er hatte sich früher an den Fahrten der Portugiesen nach Indien beteiligt, war aber für seine Dienste schlecht belohnt worden. Deshalb hatte er sein Vaterland verlassen und sich nach Spanien gewandt.

Karl V. ging auf seinen Vorschlag ein und gab ihm vier Schiffe mit 250 Mann. Am 21. September 1519 stach er in See. Zwar war die spanische Mannschaft ihm als einem Ausländer nicht zugethan. Kolumbus hatte das einst auch zu seinem Schaden erfahren. Aber Magalhaes wußte die Unzufriedenen im Zaume zu halten. Er ließ eiserne Strenge walten und bestrafte die kleinste Übertretung seiner Befehle auf das härteste. So wagten denn die Spanier nicht, sich ihm zu widersetzen.

Im Februar 1520 war die Mündung des Rio de la Plata erreicht und jetzt begann die eigentliche Entdeckungsfahrt. Langsam fuhr

Magalhaes an der Ostküste entlang nach Süden. Er hoffte, eine Meerenge zu finden, um Südamerika umschiffen zu können. Am 31. Oktober steuerte er westwärts in eine Bucht. Sie verengte sich immer mehr. Manchmal traten die schroffen Felsen zu beiden Seiten ganz nahe zusammen. Da erkannte Magalhaes, daß er die Meerenge gefunden. Es war die Straße zwischen der Südspitze Südamerikas und den Feuerlandsinseln, die zu Ehren des Entdeckers Magalhaesstraße heißt.

In dieser Meerenge kam ein Schiff von den anderen weit ab und kehrte deshalb nach Spanien zurück. Die drei übrigen fuhren weiter. Am 23. November verließen sie die Meerenge und steuerten in die Südsee. Dann ging die Fahrt in nördlicher Richtung an der Westküste Südamerikas entlang bis zur Insel Juan Fernandez. Hier verließ Magalhaes die Küste und lenkte seine Schiffe in nordwestliche Richtung.

Am 6. März 1521 landete er auf einer Insel. Die olivenfarbigen Eingeborenen gingen unbekleidet. Sie bestahlen die Spanier mit der größten Frechheit. Diese Insel und die umliegenden Inseln heißen deshalb die Diebesinseln.

Auf der Insel Cebu wurden die Seefahrer von einem Radscha (Häuptling) freundlich empfangen. Er unterwarf sich der Lehnshoheit Karls V. und ließ sich taufen. Dafür zwang Magalhaes die vier andern Häuptlinge der Insel, dem Radscha zu huldigen.

Ein Häuptling der Insel Mactan bat die Spanier, auch auf seiner Insel die Häuptlinge ihm zu unterwerfen. Dann wolle er auch das Christentum annehmen. Der Radscha von Cebu warnte Magalhaes. Aber der kühne Portugiese landete auf Mactan. Er wurde von den Eingeborenen überfallen und zurückgeschlagen. Beim Rückzuge nach den Schiffen erhielt er einen Speerstich in den Kopf und starb (27. April 1521). So war es dem kühnen Manne nicht vergönnt, die Entdeckungsfahrt ganz zu Ende zu führen.

Jetzt übernahm Juan Carvalho die Leitung. Von der Mannschaft waren nicht mehr so viele übrig, daß alle drei Schiffe besetzt werden konnten. Deshalb wurde eins verbrannt.

Am 8. Juni liefen die Seefahrer in den Hafen von Bruni auf der Insel Borneo ein. Da der mohammedanische Radscha sich aber feindselig gesinnt zeigte, mußten sie den Hafen bald wieder verlassen. Sie segelten jetzt rückwärts und gelangten auf die Insel Tidori, östlich von Borneo (zu der Inselgruppe der Molukken gehörend). In der frischen, reinen Luft dieser Insel erholten sich die Spanier eine Zeitlang von den Folgen ihrer mühseligen Fahrt.

Reich mit Lebensmitteln versehen, setzten sie im Dezember die Reise fort. Ein Schiff wurde leck und kehrte nach Amerika zurück. Mit dem letzten Schiffe wurde die Heimfahrt angetreten.

Am 18. März 1522 sahen die Seefahrer im Süden die Felseninsel Neu-Amsterdam aus den Fluten ragen. Am 26. Mai umfuhren sie das Kap der guten Hoffnung, steuerten nördlich und langten am 6. August nach einer 3jährigen Fahrt wieder in Spanien an. Nur 21 Mann waren übrig geblieben. Barfuß und im bloßen Hemde zogen sie nach Sevilla, um Gott zu danken für die Errettung aus so vielen Gefahren.

Die Eroberung von Peru durch Franz Pizarro.

Balboa war der erste Spanier, der Kunde von dem unermeßlich reichen Goldlande Peru erhielt. Auf seinem Zuge nach dem großen Ozean hatte ein Indianer ihm von einem Lande im Süden erzählt, in welchem man aus goldenen Geschirren esse und trinke. Balboa würde ohne Zweifel das Land aufgesucht haben, hätte ihn nicht der Neid des Statthalters Pedrarias verfolgt.

Als man in der Kolonie auf der Landenge von Darien die Eroberung Mexikos erfuhr, da beschlossen drei Männer, jenes andere Goldland im Süden zu entdecken. Es waren: Franz Pizarro, Almagro und Ferdinand Luque. Die beiden ersten wollten Macht und Reichtum, der dritte den Ruhm eines Heidenbekehrers erwerben.

Der bedeutendste unter ihnen war Pizarro. Seine Erziehung war in seiner Jugend ganz vernachlässigt worden. Er hatte schon als Kind sein Brot als Schweinehirt verdienen müssen. Lesen und schreiben hatte er nicht gelernt. Eines Tages lief ihm seine Schweineherde weg. Aus Furcht vor Schlägen ging er unter die Soldaten. Später begleitete er Ojeda auf seinem Zuge und zog mit Balboa nach dem großen Ozean. Als der Statthalter Pedrarias anlangte, stellte er sich auf seine Seite. Er war es, der Balboa beim Eintritte in das Haus des Statthalters verhaftete.

Auch Almagro war von niederer Herkunft. Er war ein tapferer Soldat, leicht aufbrausend und zum Zorne geneigt, aber offen, ehrlich und großmütig.

Im November des Jahres 1524 fuhr Pizarro ab. Almagro sollte bald nachfolgen. Aber es war die schlimmste Zeit, die man zu einer Entdeckungsfahrt wählen konnte. Zehn Tage lang wütete der Sturm

auf dem Meere. Nur mit größter Anstrengung vermochte man das Schiff vor dem Untergange zu retten. Da auch die Lebensmittel auf die Neige gingen, so mußte Pizarro zurück. Er landete an der Mündung des Flusses Biru. Hier aber wollte die Mannschaft nicht bleiben; denn die Luft war heiß und schwül, so daß den Seefahrern die Kleider vom Leibe faulten. Ungestüm verlangten sie die Heimkehr. Pizarro aber verlor nicht so leicht den Mut. Er schickte das Schiff mit der Hälfte der Mannschaft nach den Perleninseln. Dort sollten sie frische Vorräte holen. Er selbst blieb bei den übrigen zurück und sprach ihnen Mut zu. Er pflegte die Kranken und baute ihnen Hütten. Die Weggeschickten aber blieben lange aus. Da zwang sie der Hunger, in die Wildnis vorzudringen. In einem indianischen Dorfe erhielten sie Mais und Kakaobohnen. Die Indianer erzählten ihnen von einem großen Reiche, das zwölf Tagereisen nach Süden liege. Als sie aber hörten, daß die Spanier dahin ziehen wollten, sagten sie: „Warum bleiben die weißen Männer nicht zu Hause und bebauen ihr eignes Land? Warum streifen sie umher und berauben andere, die ihnen nie etwas zuleide gethan?"

Endlich kam das Schiff von den Perleninseln zurück. Jetzt wurde weiter nach Süden gesteuert. Die Spanier hatten manche Kämpfe mit Indianern zu bestehen, gewannen aber viel Gold. Doch hatten sie so viele Verluste erlitten, daß sie die Fahrt nicht bis Peru fortsetzen durften.

Mit zwei Schiffen und 160 Mann wurde im Frühjahre 1526 die zweite Reise angetreten. Nach der Eroberung eines indianischen Dorfes kehrte Almagro nach Darien zurück, um Verstärkung zu holen. Der Lotse Bartholomäus Ruiz fuhr weiter nach Süden, um die Küste auszukundschaften. Pizarro blieb an der Stelle.

Ruiz fand überall Spuren von Ansiedelungen. Die Indianer standen allenthalben in dichten Mengen am Meeresufer und betrachteten mit Erstaunen das große Schiff. Sie hielten es für ein Geschöpf, das vom Himmel gekommen.

Nachdem die Verstärkungen eingetroffen und Ruiz von seiner Kundschaftsfahrt zurückgekehrt war, wurde endlich der Zug nach Peru angetreten. Nach einer Fahrt von 20 Tagen gelangten die Spanier in die Bucht von Guayaquil. Am Südrande derselben lag die große Stadt Tumbez. Die Einwohner brachten Lebensmittel, Wildbret und Fische auf die Schiffe und zeigten sich freundlich und zutraulich. Am folgenden Tage schickte Pizarro einen Spanier und einen Neger mit Geschenken ans Land. Die Indianer waren über beide gleich erstaunt. Dem Spanier rissen sie die Kleider auf, um zu sehen, ob er die schöne, weiße Farbe auf dem ganzen

Leibe habe. Den Neger wollten sie waschen, und als er darüber lachte und seine weißen Zähne zeigte, da kannte ihr Jubel keine Grenzen. Ebenso verwunderten sie sich über einen Hahn. Als derselbe krähte, fragten sie: „Was hat er gesagt?“

Am folgenden Tage sandte Pizarro einen aus seiner Schar in voller Waffenrüstung nach der Stadt. Die Indianer besahen mit scheuer Ehrfurcht die Feuerwaffe und baten den Spanier, er möge sie einmal sprechen lassen. Als der Schuß knallte und die Kugel durch ein dickes Brett schlug, schrieen sie laut auf vor Schreck. Einige fielen sogar zu Boden.

An eine Eroberung des Landes durfte Pizarro jetzt noch nicht denken. Dazu war seine Macht zu gering. Er kehrte deshalb wieder zurück. Der Statthalter wollte ihn nicht mehr unterstützen. Da fuhr Pizarro nach Spanien, um Karl V. seinen Plänen geneigt zu machen. Dieser ernannte ihn zum Statthalter, Oberrichter und Oberbefehlshaber in Neukastilien (so sollte Peru heißen). Almagro wurde dagegen bloß zum Befehlshaber der Festung Tumbez ernannt. Luque wurde Bischof von Tumbez.

Jetzt wurde endlich die Eroberung des Reiches unternommen. In der Nähe von Tumbez hatte Pizarro die Kolonie San Miguel gegründet. Von dort aus trat er mit seinem Häuflein von 110 Fußsoldaten und 67 Reitern den Marsch in das Innere des peruanischen Reiches an. —

Das Reich Peru lag lang und schmal gestreckt an der Westküste Südamerikas. Der Herrscher dieses großen Reiches hieß Inka (König und Herr). Er wurde von seinem Volke hochverehrt als der Stellvertreter Gottes auf Erden. Niemand durfte es wagen, ihm ins Gesicht zu schauen. Er wurde in einer Sänfte getragen. Vor ihm her wurde der Weg gereinigt und mit Blumen bestreut. Seine Kleidung war aus feinster Wolle, mit Gold und Edelsteinen verziert. Um seine Stirne war die Borla gewunden, ein Scharlachnetz mit langen Troddeln. — Starb der Inka, dann töteten sich seine Weiber und Diener, um ihrem Herrn ins Jenseits zu folgen. Seine Leiche wurde einbalsamiert und im Tempel der Sonne niedergesetzt.

Der höchste Gott der Peruaner war die Sonne, die allen Geschöpfen Licht, Wärme und Leben giebt. Jede Stadt hatte einen Sonnentempel. Der Haupttempel war in der großen Stadt Kuzko. In diesem Tempel hing an der Westwand, so daß es von der aufgehenden Sonne beschienen werden konnte, das Bild des Sonnengottes, ein von Gold gebildetes menschliches Antlitz von riesiger Größe, rings mit goldenen Strahlen umgeben, mit funkelnden und glitzernden Edelsteinen wie übersät. Alle Wände des Tempels waren ganz mit goldenen Platten belegt. Wenn dann der

erste Strahl der Morgensonne in den Tempel fiel, dann ging wunderbarer Lichtglanz von dem Golde und den unzähligen Edelsteinen aus und durchflutete den ganzen Raum. — Auch der Mond und die Sterne wurden göttlich verehrt.

Das Leben der Peruaner war glücklich. Jeder mußte arbeiten, aber jeder hatte auch vollauf zum Lebensunterhalte. Dem Staate gehörten alle Ländereien und Viehherden. In einem bestimmten Alter erhielt jeder Peruaner ein Haus und ein Stück Land. Keiner durfte davon etwas verkaufen oder verschenken. So gab es in diesem Lande keine Faulenzer, keine Reichen, keine Armen.

Menschenopfer wurden in Peru nicht dargebracht. Fanden die Inkas solche Opfer bei einem benachbarten Stamme, so unterwarfen sie denselben ihrer Herrschaft und untersagten aufs strengste die grausame Menschenschlächterei.

Mit seinen wenigen Soldaten hätte Pizarro die tapfern Peruaner niemals unterwerfen können. Es herrschten aber zu der Zeit Streitigkeiten in der Familie der Inkas. Atahuallpa hatte seinen Stiefbruder Huascar, den rechtmäßigen Inka, ins Gefängnis geworfen und die Herrschaft an sich gerissen. Diese Streitigkeiten gaben Pizarro Mut zum Vordringen. Er gelangte bald bis zum Städtchen Caxamalca, in welchem der Inka weilen sollte. Aber dieser hatte die Stadt verlassen und in der Nähe sein Lager aufgeschlagen.

Caxamalca war leer, als Pizarro einzog. Er beschloß jetzt, das zu thun, was Cortez in Mexiko gethan, nämlich den Inka gefangen zu nehmen und dadurch die Peruaner zur Unterwerfung zu zwingen. Und es gelang ihm auch, wie wir bald sehen werden, aber nicht so sehr durch Kühnheit wie durch Hinterlist.

Er schickte eine Gesandtschaft von 35 Reitern in das Lager des Inka. Der Anführer derselben sagte ehrerbietig, der Befehlshaber der weißen Männer wolle den Inka sprechen und ließe ihn bitten, nach Caxamalca zu kommen. Atahuallpa entgegnete: „Sagt eurem Anführer, daß ich ihn morgen mit meinen Häuptlingen besuchen werde.“

Während der Unterredung betrachtete der Inka aufmerksam die Pferde der Spanier, weil er solche Tiere zum erstenmal in seinem Leben sah. Ein Spanier wollte ihm Furcht einjagen. Er ließ sein Pferd Sprünge machen und dann dicht vor dem Gesichte des Inka halten. Der aber stand da wie aus Stein gehauen. Um Furcht zu zeigen, war er zu stolz. Einige aus seinem Gefolge, die vor dem Pferde davongelaufen, wurden noch an demselben Tage hingerichtet, weil sie sich vor den Fremden so ängstlich gezeigt.

Am folgenden Tage kam der Inka zum Besuche nach Caxamalca, aber nicht allein, sondern mit seinem ganzen Heere. Die erste Abteilung des Heeres war 12000 Mann stark und mit kupfernen Keulen, die mit spitzen Nägeln beschlagen waren, bewaffnet. Die zweite Schar trug Wurfspieße und lange Lederschlingen, Lassos genannt. Diese Lederschlingen wurden im Kampfe dem Gegner schon aus ziemlicher Entfernung über den Kopf geworfen und dann zusammengezogen. Die dritte Abteilung war mit schweren Lanzen ausgerüstet. — In der Mitte seines Heeres befand sich der Inka, auf seinem Thronsessel getragen.

Auf dem Marktplatze stand Pizarro mit zwanzig Mann. Die übrigen hatte er versteckt zum Angriffe aufgestellt. Als der Inka sich näherte, schickte Pizarro einen Mönch zu ihm. Dieser setzte ihm die Grundlehren des Christentums auseinander und forderte ihn schließlich auf, seinem heidnischen Sonnengotte abzuschwören. Der Inka aber wurde zornig über dieses Ansinnen. Unwillig warf er die dargereichte Bibel zu Boden.

Da hielt Pizarro seine weiße Degenschärpe hoch empor. Und plötzlich wirbelte Trommelschlag, die Trompeten schmetterten, die Geschütze donnerten. Mit wildem Schlachtrufe fielen die Spanier über die Peruaner her, die durch den Anblick der Pferde und den Donner der Kanonen in entsetzlichen Schrecken gerieten, so daß sie sich kaum zur Wehr setzten. 2000 Indianer wurden erschlagen, aber kein Spanier. Pizarro stürzte sich auf den Inka, faßte ihn an seinem Kleide und riß ihn zu Boden. Sobald er gefangen war, flohen die andern.

Zwar wurde Atahuallpa von den Spaniern mit allen Ehren behandelt, aber er sehnte sich doch nach Freiheit. Da er die Goldgier der Fremdlinge kannte, versprach er, er wolle ihnen den Fußboden seines Zimmers mit Gold belegen, wenn sie ihn dafür freiließen. Die Spanier lächelten ungläubig bei diesem Versprechen; denn das Zimmer war 7 m lang und 5 m breit. Der Inka aber sagte stolz: „Nicht bloß den Boden will ich bedecken. Ich will das ganze Zimmer mit Gold anfüllen, so hoch ich mit meinen Armen reichen kann.“ Pizarro zog in der angegebenen Höhe einen Strich über alle Wände und nahm das Anerbieten an. Atahuallpa aber gab seinem Volke Befehl, aus allen Tempeln und Palästen des Landes das Gold nach Caxamalca zu bringen, und den Spaniern in allen Dingen zu gehorchen.

Der gefangene Huascar aber schickte Botschaft an Pizarro: „Ich will dir ein noch größeres Lösegeld zahlen, als mein Bruder, wenn du mich aus dem Kerker befreist und wieder auf den Thron setzest.“ Als Atahuallpa das hörte, fürchtete er, Pizarro möchte darauf eingehen. Er

beschloß deshalb, seinen Bruder ermorden zu lassen. Aber er wußte nicht, was Pizarro dazu sagen würde. Um seine Gesinnung zu erforschen, sagte er eines Tages zu ihm: „Mein Bruder ist von einigen meiner Anführer ohne mein Wissen getötet worden." Der listige Pizarro entgegnete: „So etwas kann im Kriege jedem geschehen." Nun ließ Atahuallpa seinen Bruder wirklich umbringen. Der unglückliche Huascar rief sterbend die Gerechtigkeit des Himmels auf seine Mörder herab und weissagte, daß sein Bruder ihn nicht lange überleben werde. — Als Pizarro von dem Morde hörte, sagte er, dafür müsse Atahuallpa gestraft werden.

Pizarro nimmt Atahuallpa gefangen.

Bald war das Zimmer mit Gold gefüllt. Die unermeßliche Beute wurde unter die Spanier geteilt. Sie hatte einen Wert von achtzig Million Mark.

Der Inka hatte sein Wort gehalten. Jetzt verlangte er seine Freiheit. Aber Pizarro wollte ihn nicht freilassen. Lange überlegte er, was

mit ihm zu machen sei. Setzte man ihn in Freiheit, so rief er sein Volk zum Kampfe gegen die Spanier auf. Hielt man ihn länger in Gefangenschaft, so konnten die Peruaner sich erheben und ihn befreien. Da faßte denn Pizarro den grausamen Entschluß, ihn töten zu lassen. Um den Schein der Gerechtigkeit zu wahren, wurde ein Gerichtshof eingesetzt, der über den Inka Recht sprechen sollte. Man beschuldigte ihn des Götzendienstes und des Brudermordes. Einige Spanier drangen darauf, man solle ihn nach Europa zum Kaiser schicken; der allein könne über ihn richten. Doch diese Ehrlichen wurden von der Mehrzahl überschrieen. Denn man wollte nicht das Unrecht bestrafen, sondern den Inka töten. Die ganze Gerichtsverhandlung war nur ein Vorwand. So wurde denn das Urteil gefällt: Atahuallpa wurde zum Tode des Verbrennens verurteilt.

Mit Thränen in den Augen sagte der unglückliche Inka zu Pizarro: „Was habe ich gethan, daß mich ein solches Schicksal trifft von deinen Händen, der du von meinem Volke mit Freundschaft und Güte behandelt wurdest, der du nichts als Wohlthaten von meiner Hand empfangen hast?“ — Doch dieser Vorwurf rührte das Herz des harten Mannes nicht.

In der Nacht führte man den Unglücklichen auf den Marktplatz von Caxamalca. Schon war er an den Pfahl gebunden, schon sollte der Scheiterhaufen angezündet werden. Da gab man Atahuallpa den Rat, sich taufen zu lassen, dann solle er eine nicht so schreckliche Todesart erleiden. Er willigte ein und wurde sofort getauft. Dann legte ihm der Henker einen Strick um den Hals und erdrosselte ihn.

Diese schändliche That ist ein unaustilgbarer Fleck auf dem Namen Pizarros.

Nach dem Tode des Inka ging die ganze Einheit des peruanischen Reiches verloren. Die einzelnen Teile rissen sich vom Ganzen los. Allenthalben erhoben sich die von den Inkas unterworfenen Volksstämme. Deshalb ernannte Pizarro einen neuen Inka. Der war aber Herrscher nur dem Namen nach. In Wahrheit regierte Pizarro.

Am 15. November zogen die Spanier in die Hauptstadt Kuzko ein. Sie erstaunten über die Größe der Stadt, die 400 000 Einwohner hatte, über die reinlichen Straßen, die schönen Brücken, die über den Fluß führten, über die Zahl der Paläste und Tempel, namentlich aber über die wunderbare Pracht des Sonnentempels.

Pizarro begann jetzt, das Land umzugestalten. Er ließ in Kuzko Kirchen und Klöster bauen, und verteilte die Paläste des Inka an die spanischen Ritter. Im Thale von Limac, in welchem das Land wegen der

Nähe des Meeres fruchtbar und schön war, erbaute er die Stadt Lima, die sein Wohnsitz und die Hauptstadt des ganzen Landes wurde.

Zwischen Pizarro und Almagro brachen bald Streitigkeiten aus, weil sie nicht einig werden konnten über das Gebiet, das jedem gehören sollte. Dem stolzen, ehrlichen Almagro wurde es unheimlich in der Nähe Pizarros, und er unternahm eine Entdeckungsfahrt in das südlich gelegene Land Chile, in welchem er große Reichtümer zu finden hoffte. Hier fand er sich aber arg enttäuscht. Der Weg führte durch den Urwald, über die Gipfel beschneiter Berge, durch unfruchtbare Wüsten.

Als er zurückkehrte, entbrannte der Streit mit Pizarro von neuem. Jeder wollte die Stadt Kuzko haben, Almagro, weil sie in seinem Gebiete lag, Pizarro, weil er sie zuerst betreten.

In einer finstern Nacht überfiel Almagro die Stadt und nahm sie ein. Pizarros Brüder Ferdinand und Gonzalo gerieten in seine Hände. Man riet ihm, dieselben töten zu lassen; er aber verwarf diesen Vorschlag. Da sagte sein Unterbefehlshaber Orgonnez zu ihm: „Zeigt euch jetzt nur immer mitleidig und großmütig. Aber dessen seid versichert: Wenn Ferdinand Pizarro je wieder loskommt, dann wird er sich nach Herzenslust an euch rächen und keine Spur von Erbarmen zeigen."

Franz Pizarro knüpfte jetzt Unterhandlungen mit Almagro an. Ferdinand und Gonzalo Pizarro wurden freigegeben. Dafür sollte Kuzko Almagro gehören. Aber kaum waren seine Brüder aus der Gefangenschaft, so erklärte Franz Pizarro den ganzen Vertrag für ungültig. Nun kam es zu einer Schlacht. Der kranke Almagro wurde besiegt und floh. Ferdinand Pizarro nahm ihn in Kuzko gefangen. Er behandelte ihn mit heuchlerischer Freundlichkeit, verhieß ihm baldige Freiheit und schickte ihm Speisen von seiner Tafel. Denn er war in Angst, bei einer harten Behandlung werde Almagro sterben und so der Hinrichtung entgehen. Im stillen wurde Almagro, ohne daß man ihn gehört und ihm Gelegenheit gegeben hatte, sich zu verteidigen, wegen Landesverrates zum Tode verurteilt. Fußfällig bat Almagro um sein Leben: „Gern will ich im Kerker sterben, aber verkürzt mir die wenigen Tage nicht, die mir noch zu leben beschieden sind." Aber Ferdinand Pizarro entgegnete hartherzig: „Ich wundere mich, wie ein so tapferer Mann den Tod fürchten kann. Ihr seid ja nicht der erste und auch nicht der letzte, der durch die Hand des Henkers stirbt. Erduldet den Tod standhaft, denn die Sache ist nicht mehr zu ändern." — So hatte Orgonnez mit seiner Warnung recht gehabt. — In der Stille des Kerkers wurde der 64jährige Mann erdrosselt. Die Spanier hatten ihn wegen seiner Tapferkeit und Großmut geliebt. Die Indianer beklagten schmerzlich

den Tod des guten Mannes, der sie nie gekränkt, nie hart behandelt hatte.

Nicht lange genoß Franz Pizarro die Früchte seiner Eroberung. Er behandelte Almagros Anhänger so hart und grausam, daß diese sich gegen sein Leben verschworen. Am Sonntag den 26. April 1541, um die Mittagsstunde, rannten sie mit gezückten Schwertern zu seinem Palaste und schrieen: „Tod dem Tyrannen". Pizarro saß gerade mit einigen Freunden zu Tische. Als er den Lärm auf dem Hofe hörte und die Ursache erfuhr, schloß er die Thüre und wollte sich den Panzer umschnallen lassen. Weil ihm das aber zu lange dauerte, wickelte er sich einen Mantel als Schild um den linken Arm, faßte das Schwert und ging so seinen Feinden entgegen mit dem Rufe: „Welche Verwegenheit! Mich, den Statthalter, wollt ihr töten?" Die Verschworenen aber drangen auf ihn ein. Ein Schwerthieb traf seinen Hals, und er sank zu Boden. „Jesus!" schrie er in Todesqual, tauchte den Finger in sein rinnendes Blut und zeichnete ein Kreuz auf den Boden. Einer der Verschworenen ergriff einen Wasserkrug und zerschmetterte ihm damit den Kopf.

Die Fahrt nach dem Zimmetlande durch Gonzalo Pizarro.

Kurz vor dem Tode seines Bruders unternahm Gonzalo Pizarro einen Zug in östlicher Richtung nach dem Zimmetlande, von den Spaniern Las Canelas genannt. Er nahm 350 Spanier, 4000 Indianer und große Vorräte an Lebensmitteln mit. Anfangs ging alles gut. Aber je höher man in den Cordilleren stieg, um so kälter wurde es. Bald gelangte man in die Regionen des ewigen Schnees, wo viele Indianer erfroren. Dann ging es wieder bergab durch Gegenden, in welchen eine tödliche Hitze herrschte, und trotzdem war die Luft wegen der vielen Gewitter so feucht, daß den Spaniern die Kleider vom Leibe faulten. Endlich war das Land des Zimmet erreicht. Die Eingeborenen erzählten Gonzalo, zehn Tagereisen weiter sei ein reiches und fruchtbares Land. Er beschloß, es aufzusuchen.

Die Cordilleren waren jetzt überschritten, und die Spanier gelangten in einen Urwald. Hier sahen sie Bäume von solcher Dicke, daß sechzehn Männer sie nicht zu umspannen vermochten. Die Bäume waren verbunden durch ein Gewirr von Schlingpflanzen. Mit der Axt mußten die Spanier sich Bahn brechen.

Darstellung des Titelblattes aus einem im Jahre 1617 gedruckten Werke über Amerika.

Bald gingen die Lebensmittel aus. Tiere, deren Fleisch man hätte genießen können, waren nicht zu sehen. So mußte man denn die mitgebrachten Hunde und Pferde schlachten. Endlich erblickte man den Rio Napo. Die Spanier bauten einen Kahn. Franzisco de Orellana bestieg ihn mit fünfzig Gefährten und fuhr den Strom hinunter. Wenn er Lebensmittel gefunden hätte, sollte er zurückkehren. Er gelangte bis an die Mündung des Flusses, der sein Wasser in den Amazonenstrom ergießt. Lebensmittel hatte er noch nicht gefunden. Die Rückkehr zu den Gefährten war unmöglich, denn die Strömung des Napo war so stark, daß sie nicht dagegen zu rudern vermochten. Da schiffte Orellana den Amazonenstrom hinab bis in das Meer. Von hier gelangte er nach Spanien, wo man erstaunt war über die Gefahren, die ihm begegnet, und über die Länder, die er gesehen.

Die Spanier, die am Rio Napo unter Gonzalo zurückgeblieben waren, gerieten in eine entsetzliche Lage, als Orellana nicht mehr zurückkehrte. Sie hatten keine Werkzeuge mehr, einen zweiten Kahn zu bauen, und so mußten sie denn, vom Hunger gequält, von Krankheiten befallen, von den Eingeborenen bekämpft, den Weg durch den Urwald wieder zurückmachen. Über die Hälfte von ihnen erlag dem Elende.

Schlußwort.

Mit Pizarro schließt das eigentliche Zeitalter der Entdeckungen ab. Aber noch müssen wir eines Mannes gedenken, der nicht als kühner Seefahrer hinauszog, um neue Länder aufzufinden. Im schlichten Mönchsgewande kam er nach Amerika. Aber sein Wirken war von unendlichem Segen für die eingeborenen Indianer. Sein Name ist eine Zierde seines Ordens, ja, der ganzen Menschheit. Es ist der Dominikanermönch Bartolome de las Casas.

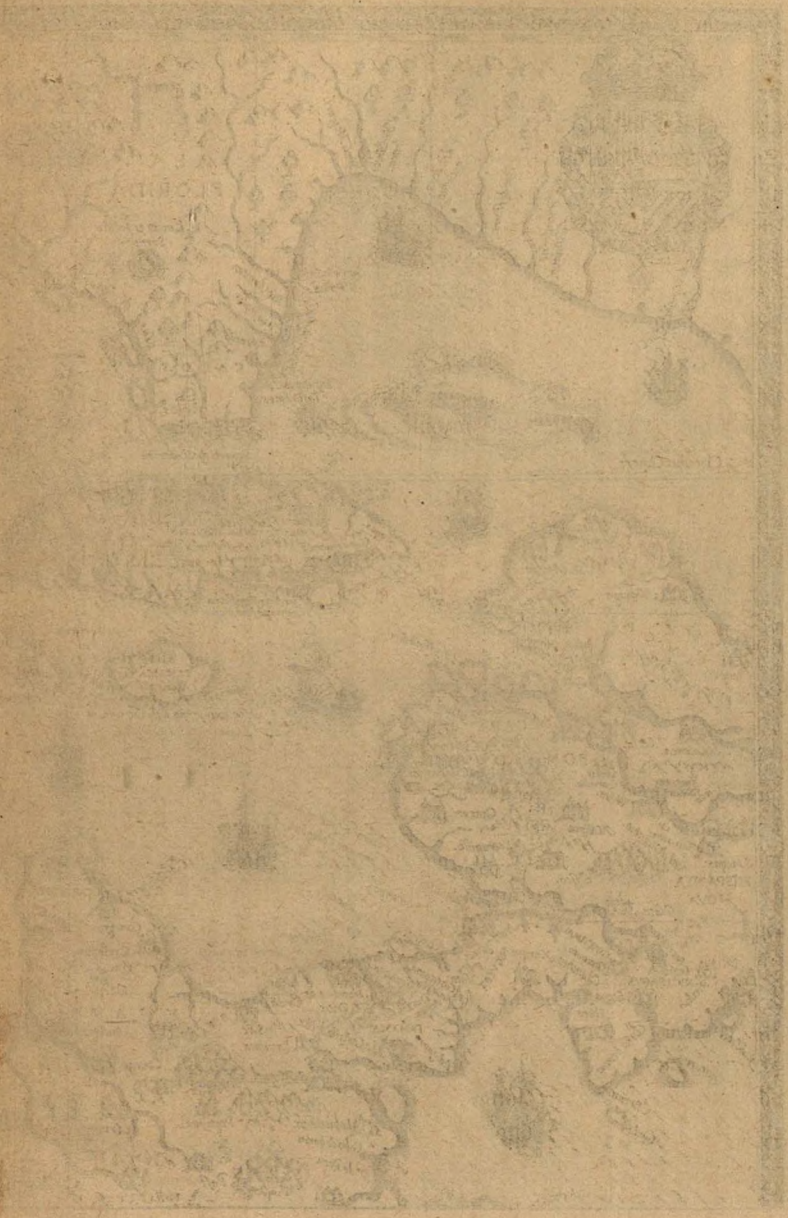
Als Kolumbus in Amerika Ansiedlungen gegründet, fing er an, die Indianer als Arbeiter zu gebrauchen. Er hatte dabei die beste Absicht. Durch geordnete Thätigkeit sollten die Indianer gesittet und für die Lehren des Christentums empfänglich gemacht werden. Aber anders dachten die meisten Spanier, die sich in dem neuen Lande ansiedelten. Sie betrachteten die armen Indianer kaum als Menschen und gebrauchten sie zu hartem Sklavendienst, nur in der Absicht, sich Reichtümer zu erwerben. Die edle Königin Isabella gebot bei Todesstrafe, alle Indianer freizugeben. Aber nach ihrem Tode kümmerte sich König Ferdinand nicht um die Unterdrückten. Ihr Los wurde schlimmer denn je. Da war es denn,

neben andern Mönchen, vor allem der Dominikaner las Casas, der mit allem Eifer für sie eintrat. Eingedenk der Worte der heiligen Schrift: „Wer dem Arbeiter seinen Lohn nicht giebt, der ist ein Bluthund", predigte er in den Kolonieen, daß die grausamen Unterdrücker nicht selig werden könnten. Viele Anfeindungen hatte er deswegen zu erdulden. Man trachtete ihm sogar nach dem Leben. Aber er verzagte nicht. Er wandte sich an Karl V. und bat ihn, das Los der Indianer zu erleichtern. „Alle Indianer", sagte er, „müssen als freie Unterthanen des Königs angesehen und als solche behandelt werden." Karl V. nahm den Vorschlag an und schützte so die Eingeborenen vor der Habsucht und Grausamkeit der Spanier. —

So waren nun durch die kühnen Entdecker große Ländergebiete von niegeahnter Schönheit und unermeßlichem Reichtum aufgefunden worden. Für die Eingeborenen war es ein Segen, denn sie wurden jetzt bekannt mit den milden, erhabenen Lehren des Christentums. Nicht mehr zu den finstern, grausamen Götzen, die Menschenopfer forderten in großer Zahl, hoben sie die zitternden Hände. Vor dem einzig wahren Gotte, dem Herrn des Himmels und der Erde, der seinen eingebornen Sohn dahingegeben, um die Menschen zu retten, vor ihm sanken sie nieder in freudiger Andacht und nannten ihn vertrauensvoll: Vater.

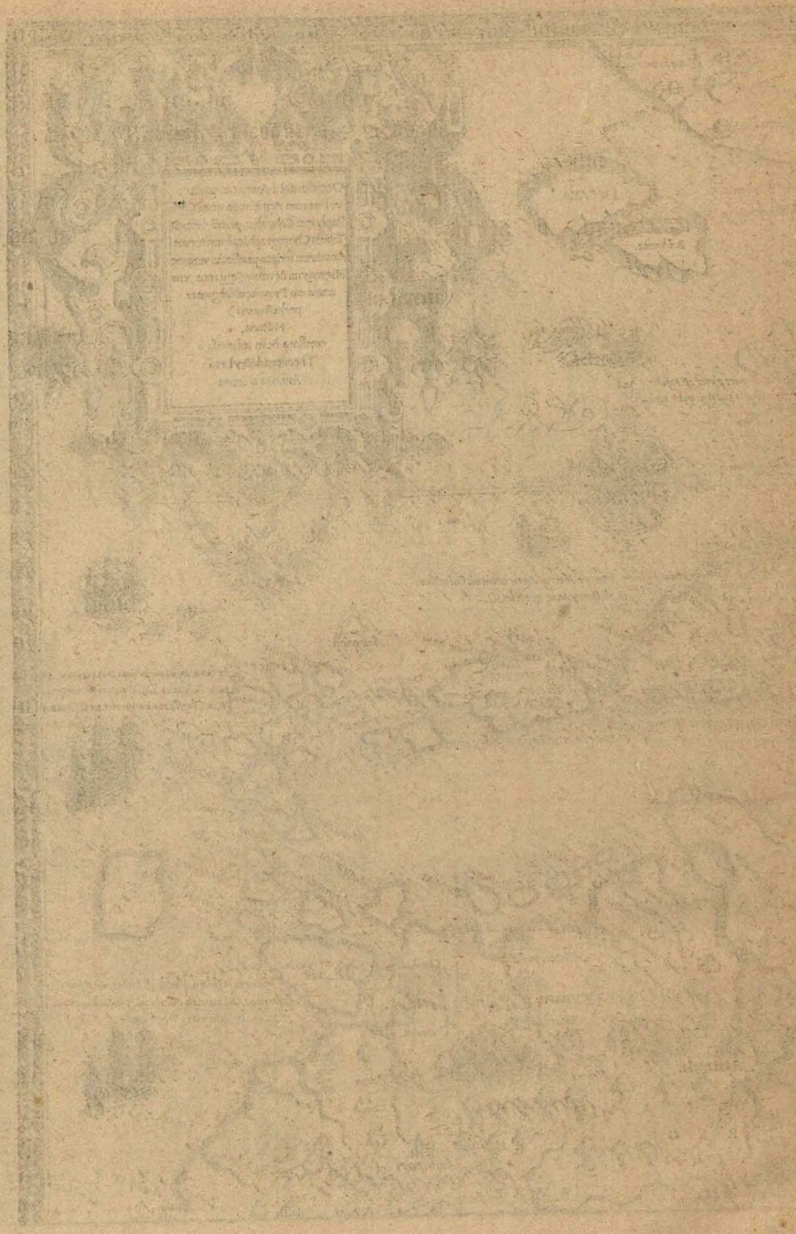
So erkennen wir, daß es Gottes Hand war, welche die kühnen Helden hinaustrieb in unbekannte Meere und Länder, die sie wunderbar beschützte in tausend Gefahren, damit der Ruhm seines heiligen Namens verbreitet werde über den ganzen Erdkreis.

Druck von Hermann Beyer & Söhne in Langensalza.



Karte des westlichen Amerika aus dem Jahre 1594. Die ersten Entdeckungen.

Pol. Geograf. Bibliotheka



12103